Moll
Kam̃er Director.

<36606362170019
<36606362170019
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 196.

R

P. Gilbert Baur,

des heiligen Prämonstratenserordens Chorherrn zu Marchtall an der Donau, d. Z. Pfarrers zu Saulgart

Stallfütterung, Klee- Hanf- Flachs- und Grundbirnbau:

sammt

verschiedenen nützlichen Landwirthschafts-Gegenständen.

Augsburg,

bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.

1794.

Ich sehe nicht auf meinen Eigennutz, sondern auf das, was vielen nützt.

1. Korinth. K. 10. V. 33.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeichniß
der
enthaltenen landwirthschaftlichen Gegenständen.

§. 1. Von der Stallfütterung.

§. 2. Sehr vortheilhafte Art gute, gesunde Kälber zu erziehen.

§. 3. Leichte Mastung mit Klee und Grundbirnen.

§. 4. Wie das durch Ueberschwemmung besudelte Heu ohne Schaden zu gebrauchen.

§. 5. Wie mit den Krautblättern, worauf vieles Mehlthau ist, umzugehen, daß es dem Viehe nicht schade.

§. 6. Vom rothen Klee.

§. 7. Vom Luzerner oder ewigen Klee.

§. 8. Vom Esper, oder Esparsette.

§. 9. Wie Wiesen und Weyden zu verbessern.

§. 10. Art und Weise guten Heu- und Grassamen zu ziehen.

§. 11. Wie unfruchtbare Heiden, und Weyden durch den ewigen Klee in nutzbare Wiesen zu verwandeln.

§. 12. Wie Wiesen, Weyden, Gras- oder Heideboden in fruchtbare Aecker umzuschaffen.

§. 13. Vom Hanfbaue.

§. 14. Vom Flachsbaue.

§. 15. Vom Erdäpfel- und Grundbirnbaue.

§. 16. Vom nützlichen Gebrauche des Gypses.

§. 17. Vortheilhafter Erbsenbau.

§. 18. Sichere Art Gänse und Kapaunen zu mästen.

§. 19. Fürtrefliches Mittel, junge Bäume sicher fortzubringen, sowohl gegen das Ungeziefer, als andere Schäden, wie auch selbe fruchtbarer zu machen.

§. 20. Leichte Art lebendige Häger zu ziehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

§. 1.

Von der Stallfütterung.

I.

Einwürfe gegen die Stallfütterung.

Es giebt annoch auch vernünftige Landwirthschafter, welche die Stallfütterung im Sommer nicht billigen wollen; und zwar folgender Ursachen. 1. Weil das den Sommer durch im Stalle gefütterte Vieh nach richtigen Erfahrungen auch die Seuche bekomme. 2. Weil das Vieh bey der Bewegung sich besser befinde; die Weyde ihm besser schmecke; es dauerhafter sey, besser Fleisch und Milch gebe. 3. Weil das beständig im Stalle seyn besonders die Leberverstopfungen, denen es ohnehin sehr unterworfen, befördere. 4. Weil

nicht nur der Mangel der Bewegung, sondern auch die durch die Dünste des Viehes, des Urins, des Mists, der nahen Miststätte verunreinigte und angesteckte Luft dem Stallviehe schade: denn kehre man schon den Stall aus, und miste ihn täglich, so bleibt doch der Gestank an Wänden und Böden oben und unten kleben, und zieht sich noch von der Miststätte in den Stall; da hilft das Ausräuchern auch nicht ganz.

Daß im Gegensatze die Stallfütterung im Sommer weit zuträglicher sey zur Nutzung, Bewahrung und Gesundheit des Viehes, wird dermalen mit besserer Einsicht ziemlich allgemein behauptet. Laßt uns dann hievon sehen

II.

Nutzen und Vortheile der Stallfütterung.

Bey der Stallfütterung gibt das Melkvieh nach täglicher Erfahrung mehrere und bessere Milch, und eben so Raam und Butter. Reinlichkeit, Ordnung und gesunde Fütterung, so man nur im Stalle, nicht auf der Weyde findet, bringen den größten Nutzen und Gewinn an Milch und Gesundheit des Viehes.

Wann

Wann Regen auf die Weyde fallen, so nimmt das Vieh nach vielfältiger Beobachtung, an der Milch ab; besonders wann der Regen mehrere Täge anhält, und die Weydpläße an sich mehr naß als trocken sind. Die Ursache ist; 1. weil das im Regen weydende Vieh, das traurig auf der Weyde steht, oft am ganzen Leibe zittert, schwankend hin und her geht, selten einige Hälmlein oder Gräslein abreißt; und die mehr als natürlich angefeuchtete, und dadurch veränderte Kräuter unberührt stehen läßt; also weniger frißt, und hungriger in den Stall zurück kehrt; mithin Mangel an Säften leidet. 2. Weil beym Regenwetter die Ausdünstung auf der nassen Weyde vermindert wird, und also das Vieh in kranken Zustand kömmt, und die Lust zum Fressen verliert. Nun, all diesen Uebeln und Nachtheilen ist bey der Stallfütterung im Sommer vorgebeugt; und bringt auch ein kaltes anhaltendes Regenwetter nicht den mindesten Abgang an Milch.

Nebst dem aber, daß das Vieh bey der Stallfütterung an Milch und Schmalz weit größern Nutzen bringt, wird es auch wegen Ruhe, Reinlichkeit und gesundem Futter bälder

 fett,

fett, und ist um merklich höherm Werthe an-zubringen, als anders Weydvieh.

Wie groß und schätzbar muß erst der Gewinn an Dung seyn. Wenn von der Stallfütterung kein anderer Nutzen zu ziehen wäre, als die Vermehrung des Dunges, so wäre dieser Vortheil schon genug, die Stallfütterung, wo sie immer möglich ist, einzuführen: denn der Mist oder Viehdung befördert auch den mägersten Erdboden zur Fruchtbarkeit! dahingegen ohne Dünger das an sich beßte Erdreich mager und sehr unfruchtbar bleibt. Mit Fruchtbarkeit der hinlänglich gedungten Felder muß nothwendig auch der Vermögensstand des Landmannes zunehmen.

Was die **Gesundheit** anbelangt, so wird man bald überzeugt seyn, daß die Stallfütterung das sicherste Bewahrungsmittel gegen Krankheiten und Viehseuchen sey, wenn die Hauptquellen und Ursachen derselben angezeigt werden, welche sind.

1. **Das frühzeitige Austreiben des Viehes auf Reif und Frost**, indem das Vieh das gefrorne Gras gern und häufig hineinfrißt, und davon krank wird; z. B. an

einem

einem Entzündungsfieber. Der Reif soll vor dem Austreiben ganz und völlig verschwunden, und der Boden trocken seyn; wenn man das Vieh gesund erhalten, und vor Viehseuche bewahren will.

2. Gähe Veränderungen der Luft, z. B. starke Hitze, und gleich darauf Frost, sind Menschen und Viehe schädlich.

3. Allzugroße Dürre läßt das Vieh auf der Weyde nichts finden; doch frißt es im Hunger alles Unreine und Unverdauliche hinein, und wird krank.

4. Allzugroße Nässe, die den Schafen noch viel schädlicher ist.

5. Ein durch Ueberschwemmung oder Fischereyen verschleimtes Futter. Daher weyde man nie an solchen Orten, gebrauche auch solches unreines Futter nicht im Stalle; außer es wäre klein zerschnitten worden, wodurch der unreine Staub davon fällt.

6. Eglen in Leber und Gallenblase, so das Vieh durch sumpfige und morastige Wässer bekommen kann.

7. Ansteckung vom andern kranken Viehe in der Gemeinde, oder Nachbarschaft. Die Viehseuche ist gewiß ansteckend. Sie wird auch durch die Luft fortgepflanzt, und durch den Athem eingezogen; wie dann ein gesundes Stück Vieh angesteckt worden, da es nur an dem Stroh, wovon ein angestecktes Vieh gefressen hat, gerochen hat. Die Seuche steckt an durch Unschlitt, Urin, Fleisch, Weyde, Mist, rohe Häute, Stall, auch durch Leute, die mit krankem Viehe umgehen: welch Letzteres leider! wenig geachtet wird.

8. Nebel, besonders die frostige, stinkende, und spinnende. Nie treibe man bey solchen, überhaupt bey gar keinem Nebel aus, bis er verschwunden und das Erdreich trocken ist.

9. Der Mehlthau, welcher arsenicalische giftige Theile in sich hat. Der giftige Mehlthau macht Blätter und Gras schwarz, auch junge Früchte. Er fällt nach einem starken Donnerwetter, oder schwüligen Hitze, gemeiniglich Vormittags bey scheinender Sonne, bey keinem, oder wenigem Winde, sehr langsam, in runden, und gegen der Sonne betrachteten

röth-

röthlichen Tropfen, ohne Regen, oft in gar kleiner Menge, bisweilen mit einem kleinen Nebel. Ist schwülige Hitze, so brennt er gleich die zarten Blätter, u. s. w. Fällt er währender kühlender Luft, so brennt er nicht so geschwind, aber liegt desto länger und schädlicher darauf, weil ihn die schwache Sonne nicht so schnell ausziehen kann. Die Bauern und Hirten kennen ihn, wenn er fällt, besser, als man ihn beschreiben kann.

Die Hirten und Bauern, sobald sie merken, daß er fällt, sollen das Vieh von der Weyde in den Stall treiben, und auch noch den folgenden Tag im Stalle behalten, es mit trocknem Heu füttern, mit Wasser aus bedecktem Brunne tränken, in selbiger Zeit kein Gras mähen, kein Heu machen, vielweniger es heimführen. In dieser Zeit zieht die Sonne das Gift wieder von der Erde weg.

Zeichen einer vom vergifteten Mehlthau herrührenden Viehkrankheit sind diese. Das Maul wird schleimicht, hitzig, bekömmt Blattern: aus den Nasenlöchern und trüben Augen fließt ein weißer Schleim, die Zunge ist immer weich und schleimicht; die

Milch

Milch der Kühe verliert sich; auch Durst und Lust zu fressen, wie auch das Däuben und Wiederkäuen, u. s. w. Zeigen sich gleich anfangs Beulen am Halse, oder ein gummichter Ausschlag an der Haut, und ein Durchlauf ohne großen Gestank, so bedeutet es Genesung; das Gegentheil aber, wenn sich dieses zu Ende der Krankheit äußert. Werden die Klauen locker, fallen sie weg, so kömmt das Vieh davon.

10. Unvorsichtiges Weyden, besonders auf schlechten und verdorbenen Weydgängen, ist der Ursprung der meisten Seuchen, besonders der Lungensucht, oder Lungenfäule. Denn der beßte Weydgang schadet, wenn man das Vieh mit dem schlechten halb verfaulten Futter den Samen der Krankheiten, besonders der Lungensucht in sich schlucken läßt, wo es nur altes von Reifen und Kälte verdorbenes Gras antrifft, oder wenn sonst der Hirte austreibt, ehe ein gefallener Reif weg ist: oder wenn man das Vieh aus stehenden Pfützen verdorbenes faules Wasser saufen läßt, welches dem Viehe ein höchst ungesunder Trank ist: das Vieh soll nur aus lau-

fenden

senden Bächen, Brunnen, oder saubern Trögen reines Wasser trinken.

Nun bey der Stallfütterung im Sommer ist das Vieh gegen alle diese Uebel, und Ursachen der Viehkrankheiten und Seuchen gänzlich bewahrt und gesichert: bleibt also das Vieh im Stalle durch den Sommer immer gesünder, und dem Landmann an Milch, Schmalz und Dunge weit nützlicher. Dabey macht das ordentliche Futter, hinlängliche Sättigung, und immerwährende Ruhe, daß das Vieh gar gern im Stalle bleibt.

Die Bewegung des Viehes betreffend, ist das Vieh wohl zufrieden, wenn es im Sommer alle Tage ein bis zwey Stunden im Hofe herum gehen, und verluften kann: in welcher Zeit man auch den Stall mit Eröffnung der Thüren, Läden und Fenster kann auslüften lassen.

Wegen dem Dampf in Ställen sollen die Viehställe so gebauet und eingerichtet seyn, daß der Dampf vom Vieh und Mist sich heraus ziehen, die gesunde Luft schnell in den Stall kommen, und dessen dicke Luft leichter zertheilen und ausführen kann. Man lasse

daher

daher wenigstens etliche Luftlöcher durch den Boden zum Stall hinaus gehen, und Thüren und Fenster gegen einander offen stehen.

Uebrigens ist das allerbeßte, gemeinste und einfacheste Bewahrungsmittel vor aller Viehseuche, und andern Krankheiten das gemeine Salz. Man soll sorgfältig alle Wochen dem gesunden Vieh Salz geben. Noch kräftiger ist es, wenn es mit Wachholdermehl vermischt wird. Es ist auch sehr gut, wenn man das Heufutter mit Salzwasser besprengt. Bey gefährlicher Zeit oder Witterung, Nebel, Thau, Reifen, u. d. g. lasse man das Vieh niemals nüchtern ohne Salz auf die Weyde. Uberhaupt hat das gemeine Salz viele und beträchtliche Vortheile an sich, das Salz zertheilt die Speisen, und den Schleim; befördert die Stallung und Harn; macht Lust zum Fressen, und gute Verdauung; widersteht der Fäulniß und den Würmern; befördert das Wachsthum, Fette, und Munterkeit, stärkt das Vieh zur Arbeit, macht gutes Fleisch, und vermehrt die Milch.

Der Honig soll auch ein sehr bewährtes Bewahrungsmittel seyn. Man gebe jährlich,

im

im Frühjahre, drey Wochen nacheinander, nämlich jede Woche nur einmal einen Löffel voll Honig, mit einem Wullenkrautblat umwickelt, dem Rindvieh Morgens früh nüchtern ein, so wird es nicht angesteckt werden.

III.

Das Füttern im Stalle auch durch den Sommer.

Bey Einführung der Stallfütterung durch das ganze Jahr ist das nöthigste, daß man ein Jahr zuvor den künstlichen Futter, oder Kleebau auf der Brache einführe, und so viel vom Klee anbaue, als man den Sommer hindurch bedarf. Jedoch soll man sich auf den Klee allein nicht verlassen; denn bey einem dürren Sommer hat man nur sehr mäßigen Kleewuchs zu erwarten; sondern man muß bey der Stallfütternng vorsichtig seyn, und noch andere Nebenfütterungsmittel sich anzuschaffen suchen. Z. B. Wicken- und Mischfutter, Kraut und Wurzelgewächse, Grundbirnen, Rüben, u. d. g. m. Man handelt also immer klug, wenn man etwas Wicken mit Haber vermischt, etwa vierzehn Tage vor Jacobi ebenfalls in die

Brache säet; welches als eine fürtrefliche Fütterung da, wo der Klee gegen Bartholomäi zu Ende geht, benutzt werden kann: denn die gegypsten Wicken auf einem trockenen Boden wachsen über die Maßen frech, und fett, und machen eben wie der Klee, den Boden lockert: ohne Gyps bleiben sie mager und kurz.

Bey vorzunehmender Stallfütterung muß man wohlbedacht den Ueberschlag machen, wie viel Vieh von jeder Gattung man durch Sommer und Winter verhalten könne, ohne daß es Mangel zu leiden habe. Man schafft lieber Vieh ab, als daß man es zu sehr hungern lasse. Man macht die Eintheilung so, daß das Vieh immer gut und gleich gefüttert werde. Ausgehungertes Vieh giebt wenig Nutzen. Man giebt ferner die Regel, daß, wenn man nicht überflüßig Futter hat, man eher das wenige Futter immer gleich austheile, als eine Zeit im Ueberfluß gebe, und hernach empfindliche Noth leiden lasse.

Wenn man ein Vieh im Sommer im Stalle mit Grünem füttert, so muß im Frühling und Herbst die Veränderung des Futters nicht plötzlich, sondern nach und nach geschehen;

daß

daß man nämlich im Frühling und Herbst Grünes und Dürres so vermischt, daß im Frühlinge nach und nach mehr Grünes, und im Herbste nach und nach mehr Dürres gegeben werde. So gewöhnt man überhaupt das Vieh zu einem bisher ungewohnten Futter.

Bey der Stallfütterung, in Absicht auf Ordnung und Nutzen, sollte man alle, auch grüne Futterungsmittel nicht anders, als geschnitten oder klein gestampft füttern, weil dieß dem Viehe weit gedeihlicher ist, und dabey viel Futter ersparet wird. Man schneidet es, wie mans eben vorräthig hat, mit Stroh, Heu oder Embd vermischt. Krautblätter von Kappis, Kohl, Mangold, u. d. g. werden groblecht auf dem Grab- oder Grünstuhl verschnitten. Krautdorschen werden mit einem Beile zerhackt, und davon etliche Handvoll unter das kurze Futter vermengt. Wer das Vermögen hat, versieht sich mit Kleyen, Grisch, oder läßt geringe Früchten, z. B. Wicken, welche für das Rindvieh die nützlichsten sind, malen, oder verreißen; und giebt davon auf jedes kurzes Futter eine Handvoll.

Dieses kurze Futter wird auf folgende Weise bereitet, und dem Viehe gereicht. Wenn nicht ein jedes Stück Vieh eine besondere mit Brettern eingemachte Krippe hat, so nimmt man für jedes Stück Vieh einen Kübel, der ohngefehr drey Vierling oder Imi eines Viertels oder Simmeri hält, und füglich in die Krippe kann gestellet werden. Diesen füllt man mit kurzem Futter von Stroh, Heu, Embd oder Spreuer, u. d. g. thut oben darauf von den verschnittenen oder zerhackten Krautblättern, Dorschen, Grundbirnen, u. d. g. eine oder zwey Hände voll. Auf dieses, wenn man es noch besser mischen will, eine geringe Hand voll Kleyen, Griesch, oder verrissene Früchten, Wickern, Gerst.n, Haber, u. d. g. nämlich für ein Stück Vieh. Will man es aber noch kräftiger und besonders gesund, auch gegen alle Viehseuche verwahrend machen, so streuet man noch ein wenig Salz darauf, wenigst in einer Woche ein paarmal. Sodann gießt man siedendes Wasser darüber, rührt es unter einander, und läßt es ein wenig erkalten, ehe man es dem Viehe vorstellt. Dieß heißt man Brühfutter. Bey dem Brühfutter wird man auch im Winter kaum ein Drittel weniger Milch ma-

chen, als im Sommer beym Grünen. Man kann aber auch das kurze Futter trocken geben.

Sonderbare Vortheile und Nutzen der Brühfütterung, welche hauptsächlich nur für Melkkühe anzuwenden, sind diese. 1. Sie vermehrt die Milchnutzung ungemein. Eine auf Brühfütterung stehende Kuh giebt noch so viel Milch, als eine andere, die blos Trockenes bekömmt. 2. Sie vermehrt und bessert den Dunger. 3. Sie ist auch in Ansehung der Kälberzucht nützlicher: denn schlecht gefütterte Kühe bringen auch nur schlechte Kälber.

Jedoch scheinen die rohe **Erdäpfel oder Grundbirnen** eben so vortheilhaft und nützlich zu seyn, wenn man selbe auf folgende Weise zerquetscht und Wasser daran schüttet: nämlich, wenn die rohen Erdäpfel wohl gewaschen, und von der Erde gereiniget sind, so werden sie in einem sogenannten Mahltrog, dergleichen man zum Birnenmosten braucht, oder auf eine andere Art, ganz zerquetscht. Die so zerquetschten Erdäpfel oder Grundbirnen werden sodann in eine große Gelte, oder Zuber gethan, und viel Wasser daran gegossen,

und sogleich alles unter einander wohl gerührt. Diese Masse schäumet und gähret von Stunde an, wie Bier. In vier und zwanzig Stunden folget die erforderliche Gährung und Säure der Erdäpfel mit dem Wasser. Wenn man nun davon füttern, und das kurze Futter oder Briets damit anfeuchten will, so muß man zuvor den zu Boden gefallenen Erdäpfelbrey umrühren, und davon in erforderlicher Maaße heraus schöpfen, das oben beschriebene kurze Futter damit anfeuchten, und sodann dieses ganz umrühren. Im Winter muß dieses Erdäpfelwasser nicht zu kalt gegeben werden; der Ursachen kann es im warmen Viehstalle stehen bleiben. Ist das Wasser von dem Erdäpfelbrey ganz abgeschöpft, so schüttet man wieder frisches Wasser daran, wie das erstemal, und dieses so lang, als ein Erdäpfelbrey vorhanden. Mit diesem gesäuerten Erdäpfelwasser kann man eben wie mit Bier- oder Brandteweintreber das schlechteste oder magerste Strohbriets dem Viehe angenehm, und nahrhaft machen. Dieses gesäuerte Wasser wird von dem Viehe sehr gern genossen, und dadurch gereizt, auch das magerste damit angefeuchtete Stroh mit größter Eßlust aufzuzehren.

Giebt

Giebt man auf so befeuchtetes kurzes Futter Morgens, Mittags und Abends nur noch ein wenig langes Futter, so wird man sein Vieh im beßten Stande, und Milchnutzen erhalten. Gewiß durch itzt beschriebene Fütterungsart, und durch alleinigen Gebrauch des kurzen, oder Brühfutters, wird man mehr Vieh, und dieses mit mehrerm Nutzen an Milch, Schmalz, Dung, in recht gutem Stande erhalten, dabey viel langes Futter, Heu, Embd und Stroh ersparen.

Die rohe Erdäpfel, weil sie der Natur des Viehes angemessener und wohlschmeckender, sollen auch demselben, wo es auf die Gesundheit und Stärke desselben ankömmt, dienlicher und nützlicher seyn, als die gekochten, und gesottenen. Derohalben, wenn man nicht Erdäpfel oder Grundbirnen genug hat, so ist es besser, man vermische diese gleich anfänglich mit kurzem Futter, wie oben gesagt, damit die gleiche gute Fütterung bis im Frühlinge zu den grünen Kräutern könne fortgesetzt werden; denn beständig gleiches Futter, in Ansehung der Menge und Güte, ist sowohl zur Gesundheit als Milchnutzen das zuträglichste.

IV.

Reinlichkeit, Ruhe, Ordnung und Pflege des Viehes.

Reinlichkeit in Ställen soll nicht die letzte Sorge des Landmannes seyn. Sie wird auf folgende Weise verschafft, und erhalten. Bey jeder Fütterung fegt man den Trog, oder Krippe aufs sorgfältigste aus; sammelt und stäubt das Futter genau aus; mistet den Stall im Sommer täglich; im Winter auch täglich, wenn nur die Kälte nicht allzu groß ist: streuet fleißig bey jeder Mistung, oder gar täglich zweymal, nämlich Morgens und Abends. Man braucht Striegel und Bürste täglich ein- oder zweymal, um Staub und Unrath vom Viehe wegzubringen. Dieß befördert die Ruhe, Ruhe aber Fett, auch nur bey mäßig gutem und wenigem, aber ordentlichem und gleichem Futter.

Läßt man im Gegensatz das Vieh in seinem Koth liegen, so zehret dieser Koth an dem Viehe, und ziehet viel Ungeziefer, Fliegen, u. s. w. zur Plage, und immerwährender Unruhe, Reiben, u. s. w. desselben heran. Daher um dem Viehe beständige Ruhe zu ver-

schaf-

schaffen, muß billig auch das Rindvieh täglich gestriegelt, gestäubt und mit nassen Lumpen gerieben und also gesäubert werden. Auch muß der Boden des Stalls so viel möglich rein gehalten werden; und zu diesem Ende etwas abschüßig seyn, damit nicht leicht einige Unreinigkeit zurück bleibe. Im Viehstalle muß also Strigel, Bürste, und Staubfleck seyn.

Das Vieh muß pünktlich und ordentlich zu einerley Stunde gefüttert werden; man giebt nie keinem zu wenig, aber auch nicht zu viel, sondern nur daß es satt ist. Eine der ersten Sorgen bey dem Melkviehe solle seyn, daß die Kühe mit allmöglichem Fleiße ausgemelkt werden; daß keine Milch zurück bleibe: denn durch die zurück gebliebene Milch entstehen verschiedene Unheile bey den Kühen; z. B. daß auch andere Milch versieget, ein oder mehrere Striche die Milch verlieren: daß die Kühe geschwollene hitzige Eyter, Beizel u. d. g. bekommen Die gemolkene Milch soll alsobald warm in die Milchgeschirre ausgesiegen werden; denn wird sie kalt ausgesiegen, so bringt dieß großen Verlurst an dem Raam.

Weil das Vieh im Sommer beym grünen Futter mehrern und flüßigern Koth von sich giebt, so muß man im Sommer öfters und reichlicher streuen; man hat noch so viel Stroh als im Winter nöthig. Man muß Reinlichkeits halber täglich zur Zeit der Tränke, wenn der Stall leer ist, streuen; auch noch über dieß in den Futterstunden nachstreuen, wo das Vieh frischen Koth fallen läßt. Der Stallboden soll abschüßig seyn, damit der Urin schnell ablaufe, und nicht stehen bleibe. Roggenstroh giebt die tauglichste Streue.

Das Vieh tränke man jederzeit mit reinem Wasser, nie mit einem andern: Man tränke es, wo möglich in freyer Luft, nur bey grassierender Viehseuche im Stalle. Flußwasser tauget für alles Vieh am beßten. Im Winter läßt man das Wasser im Stalle stehen, und da etwas warm werden, wenigst für das Melkvieh. Das Rindvieh gedeiht weit besser, wenn es im Winter alle Tage einmal warm zu saufen bekömmt, und man ihm sein Futter anbrüht oder kocht. In der heftigsten Kälte schüttet man etwas gewärmtes Wasser unter das Getränke. Da Trank und Ruhe dem

dem Viehe zu besserer Verdauung des Futters, und Vermehrung der Milch nothwendig sind, so wollen viele Landwirthschaftsverständige das dreymalige Tränken und Melken durchaus anrathen. Das Tränken soll aber allezeit vor, wie nach dem Melken geschehen.

V.

Gefahr und Vorsicht beym grünen Kleefutter.

Bey dem Grünfüttern des Klees ist folgendes wohl und sorgfältig zu beobachten. Sobald man auf dem Kleefelde die erste rothe Blume sieht, fängt man den Klee grün zu füttern, oder gedörrtes Heu daraus zu machen an. Füttert man ihn grün, so sey man, so lang er nicht über und über in der Blüthe steht, behutsam; lege nur wenig auf einmal, aber desto öfter vor: weil das Vieh vor zu häufigem Genuß leicht aufschwillt und berstet. Bekömmt es bey der Grünfütterung das Laxieren, so fährt man mit der Kleefütterung ganz sicher fort. Ganz im Anfange aber wird der Klee mit Nutzen auf dem Grasstuhl geschnitten, und mit dürrem kurzen Futter, oder Briets vermischt.

und zur Fütterung vorgesetzt; wovon das Vieh ohne alle Gefahr nach Genügen genießen kann.

Bringt man den grünen Klee zum Vorrath auf ein oder mehrere Tage in die Scheuer, oder Hof, so lege man ihn ja nicht auf Haufen, sondern dünn auseinander, damit er sich nicht erwärme, welches in wenig Stunden geschehen kann; weil sonst das Vieh auch nur von ein paar Handvoll erhitzten grünen Klee aufschwillen und bersten könnte. Ist der Klee aber völlig in der Blüthe, und also der Stengel schon härter, so kann man dem Viehe sehr reichlich vorlegen.

Aller Klee muß bey jedem nassen Wetter, oder wann er naß ist, mit etwas Stroh und dürrem Heu vermischt, oder kurz zu Briets geschnitten werden, und mit verrissenem, geschrotenem Getreide, als Wiggen, Erbsen, Bohnen, Gersten, Haber, bestreut gegeben werden; sonst nimmt die Milch in Regentagen, ja noch einige Tage hernach ab. Vom Regen zu naß heimgebrachter Klee ist wegen des Aufblähens allem Viehe sehr gefährlich. Ueberhaupt bey dem zu häufig gefütterten

grü-

grünen Klee lauft man Gefahr, daß das Rindvieh zu voll werde, und, wenn man nicht schnelle Hülfsmittel anwendet, gar berste.

Ja die grüne, lange, und häufige, besonders nasse Kleefütterung ist dem Rindviehe nicht nur gefährlich wegen des Aufblähens, sondern auch wegen dadurch entstehender Viehseuche. Denn gewisse und augenscheinliche Erfahrungen haben gelehrt, daß an der Viehseuche, und besonders Lungenfäule dasjenige Vieh meistens stirbt, welches Sommer und Winter mit Klee und nahrhaftem Futter unvorsichtig gefüttert, und von solchem Viehe im Stall gebohren und erzogen worden. So hat man eben auch von Erfahrungen, daß die Viehseuche bey anderm Viehe, das nicht so nahrhaft gefüttert worden, nicht so vollblütig und vollsaftig war, seltener war, das Vieh leichter zu heilen gewesen, und daher weniger Stücke davon gestorben sind. Man hat auch an jenen Orten nie, oder gar selten eine Viehseuche verspürt, wo das Vieh täglich in einem Bache oder Teiche geschwemmt oder gebadet wird; wie auch, wo die Weyde weder zu reichlich, weder zu knapp; wo die

Wie-

Wiesen und Weyden nicht überschwemmt, und das Heu gemeiniglich gut gemacht wird; und wo man nicht mit bloßem Heue, sondern auch mit kurzem Futter, Briets, Spreuer, Heckerling, darunter Heu oder Embd gemengt wird, im Stalle füttert. Daher ist sehr viel an einer ordentlichen, und mäßigen Fütterung gelegen, daß ein Landmann wisse, was, wie oft, und wie viel dem Viehe an Futter zu geben sey.

Wer demnach allen seinen Klee zu dürrem Heue bereitet, handelt sehr vorsichtig und nützlich. Man kann ja auch im Sommer den Klee als Heu füttern. Diese ungekünstelte und unmühsamste Futterungsart mit dürr gemachtem Kleehen das ganze Jahr hindurch, wird wirklich immer beliebter, und der grünen Kleefütterung vorgezogen. Es ist auch sehr zu wünschen, daß sie, besonders bey der durch das ganze Jahr fortdaurenden Stallfütterung, allgemein werde; um dadurch der Gefahr des Aufblähens und Viehseuche, besonders der Lungenfäule vorzubeugen; indem aus vieler Erfahrung dieser Zeiten, wo der Klee fast aller Orten grün, lang, und ungeschnitten gefüttert wird,

wird, nur gar zu gewiß ist, daß durch den zu häufig, naß, oder ganz erwärmten, grün und lang gefütterten Klee Viehseuche, und vorzüglich Lungenfäulniß entstehen könne.

VI.

Hülfsmittel, wenn ein Stück Vieh vom Klee aufgebläht und voll ist.

Das erste. Man schüttet dem Viehe ein Maaß Butter, oder Rührmilch ein. Dieß soll nach einiger Meynung am beßten helfen.

Das zweyte. Man thut ein oder zwey Loth Schnupftaback in eine halbe Maaß lauer frisch gemolkener Milch, und schüttet es dem Viehe ein. Dieses wird bald darauf misten, und vom Aufblähen befreyt seyn.

Das dritte. Man schüttet ein Trinkglas voll guten Brandtewein mit einem halben Schoppen Leinöl ein, und schiebt darauf ein Stück Butter in der Größe eines Hünereyes dem Viehe den Hals hinunter, sodann kann man noch ein Klistier mit einem Schoppen warm Wasser, drey Löffel Leinöl, und zwey Löffel Koch- oder Salpetersalz ein- oder mehrmal

mal beybringen, um dadurch eine sichere Oeffnung zu machen.

Ist aber das Stück Vieh schon so dicke aufgeblasen, daß es das Fallen drohet, so ist das vierte und letzte Mittel der Stich; zu welchem der Trokar das allerbeßte und sicherste Instrument ist. Wer aber mit einem spitzigen Messer, oder Pfriem den Stich vornehmen will, der in der Mitte des Leibs auf der linken Seite eine Handbreit von der Hüfte in der sogenannten Hungergrube einen kleinen Zoll tief geschehen muß, der muß nach dem Stiche ein Röhrlein in die gemachte Oeffnung stecken, damit die Luft dadurch heraus dringen könne. Nach ausgegangenem Winde zieht man das Röhrlein wieder heraus, hält die Wunde die ersten drey Tage rein, und wäschet sie mit halb Wasser und Brandtewein aus.

§. 2.

Sehr vortheilhafte Art, gute, gesunde, besonders Kühekälber zu erziehen.

Milchreiche Kühe mit der Zeit zu bekommen, erwählt man Kälber von solchen Kühen, welche, wenn sie gleich mager sind, dabey doch immer

immer viele und butterreiche Milch geben, und selbst bey dem beßten Futter nicht eher fett werden, als bis man sie aufhört zu melken.

Die so gewählte Kühekälber werden alsdann erst große und milchreiche Kühe, wenn man sie auf folgende Weise behandelt. Ein solches neugefallenes Kalb wird gleich mit Salz bestreuet, und von seiner Mutter abgeleckt. Nach diesem wird es augenblicklich von der Mutter abgesondert gestellt, und mit der ausgemolkenen Milch getränket; denn durch diese erste Milch werden die mit zur Welt gebrachten Unreinigkeiten abgeführet. Eben in dieser Absicht mischt man an einigen Orten in der ersten Woche etwas Urin von dem Kalbe, und gestoßenen glänzenden Ruß in die Milch, wodurch zugleich dem künftigen Blutharnen vorgebeugt wird.

Das Kalb gewöhnt man leicht zum Selbsttrinken der ihm von seiner Mutter abgemolkenen Milch. Die Viehmagd nimmt nämlich das Kalb zwischen ihre Füße, hält ihm den Kopf in die Milch, und, wenn es nicht gleich von selbst saufen will, giebt sie ihm einigemal den Zeigefinger in das Maul, zieht aber selben gleich wieder weg, wenn es behörig saufet.

Und

Und so wird ihm drey Wochen lang die ganze gemolkene Milch immer so warm, als sie von der Kuh kömmt in einem warmen Gefäß, täglich dreymal, und zwar in gewiß bestimmten Stunden, nie früher, nie später gegeben.

Manche Kälber aber können eben so wenig alle gemolkene Milch ihrer Mutter aussaufen, als sie ihre Mutter am Eyter ganz leer trinken können. Derohalben soll man ihnen nicht alle gemolkene Milch auf einmal in ihr Trinkgeschirr (welches eine reine Schüssel, oder öfters rein gemachtes, und mit heißem Wasser ausgebrühtes Kübelein seyn kann) geben; sondern man giebt solche Milch nur nach und nach, damit die Milch, die sie allenfalls nicht austrinken, rein und in der Haushaltung brauchbar bleibe; wie auch, damit die Kälber nicht zu hastig, hitzig, oder zu schnell hinein trinken, und sich schaden. Wenn man dieses bemerkt, so soll dem Kalbe ein= oder andermal das Maul aus der Milch heraus gezogen werden.

Nach drey Wochen reicht man dem Kalbe die gemolkene Milch nicht mehr ganz sammt dem Raam; sondern man läßt die Frühmilch

bis

bis Abends, die Abendmilch bis Morgens früh stehen, nimmt den Raam ab, und läßt die Kälber nur die Milch ohne Raam saufen: diese Milch aber wird durch Zugießung heißgemachter Milch etwas erwärmt, und milchlau, wie sie von der Kuhe zu kommen pflegt, gemacht. Und so kann man sie nach und nach an das kalte Saufen gewöhnen. Man reicht auf diese Art in der vierten, fünften und sechsten Woche ihnen täglich zweymal Morgens und Abends die Muttermilch ganz ohne Raam, und gewöhnt sie unter der Hand Mittags etwas zartes Briets mit etwas Milch, und halb Embd fressen zu lernen; ja in der sechsten Woche kann man zu Mittag blos Wasser geben. So kann man auch noch ein paar Wochen fortfahren. Durch diese Erziehungsart bleiben Kälber, und Mutterkühe immer ruhig und ungeplagt.

Will man von tragenden Kühen bis auf die lezt großen Milchnutzen und schöne Kälber haben, so muß man zwey oder mehrere Monate vor dem Kälbern reichlichers Futter geben, wie bey der Mastung.

Die gute Pflege an Futter und Trank im ersten Jahre ist als die Grundlage tüchtiger Rinder anzusehen.

Kälber lassen sich zu allen Jahrszeiten anbinden, wenn man nur die Fütterungsart darnach einrichtet. Viel grünes Futter ist den Kälbern im ersten Jahre, wegen des Durchlaufs nicht rathsam; oder man schneide das grüne Futter mit Heu zu Briets. Auf die Weyde soll man die angebundenen Kälber im ersten Jahre nicht lassen.

Gehen die Kälber im Stalle frey herum, so nutzt ihnen die Bewegung; und bekommen nicht bald gelb Wasser in den Knien.

Uebrigens binde man keine Kälber an, die 1. nicht munter, und nicht von einer guten milchreichen Kuhe gekommen sind. 2. Die gedoppelte oder starke Näbel haben, und daher unter dem Bauche eine starke Beule behalten, indem solche Kälber selten über ein Jahr alt werden, und im ersten Jahre sterben, wenn um diesen Ort eine stete Feuchtigkeit zu bemerken ist. 3. Auch jene binde man nicht an, welche nicht über sechs Zähne auf die Welt

brin-

bringen, oder 4. rothe oder schwarze Zähne haben.

Bey jungen Kälbern solle man von der Geburt an Rachen und Zungen öfters wacker mit Salz reiben; denn dieses verhindert Schwämme und Blattern, so sich bey Kälbern im Rachen und Zunge gern ansetzen, und sie am Fressen sehr hindern.

Wenn die Kälber auf die Weyde gehen, und die Weyde gering oder nur mittelmäßig ist, so gebe man den zwey- oder auch dreyjährigen Kälbern, oder sogenannten Kalbeln Morgens und Abends eben wie den Milchkühen grünes oder trockenes Futter.

Füttert man die Kälber ohne Weyde im Stalle, so gebe man ihnen, wie den Kühen, im zweyten und dritten Jahre das in der Menge und Güte hinreichende Grüne im Sommer, und trockene Futter im Winter.

Die Kälber tränkt man täglich Sommer und Winter zwey oder dreymal blos mit Wasser, aber reinem Wasser. Vorzüglich ist dieß nöthig, wenn man im Sommer dürres Kleeheu füttert, welches Durst machet, und auftrocknet.

Im ersten Jahre gebe man denen Kälbern alle Woche wenigst einmal etwas Salz; und alle Frühling und Herbst zu der Zeit, wenn man denen Kühen, als ein Bewahrungsmittel gegen Viehseuche einen Löffel voll Honig in einem Krautblatt eingewickelt, eingiebt, gebe man eben dieses auch denen Kälbern von Jugend an, so sind sie desto gesicherter vor aller Viehseuche.

Man gewöhne die Kälber frühzeitig zum täglichen Striegeln, welches zum Gedeihen, und Wachsthum für ein halbes Futter dienen kann.

Die Kälber bald gefräßig zu machen, ist dieses ein bewährtes Mittel. Sobald ein Kalb auf die Welt kommt, wird solchem gleich ein wenig Kühekoth ins Maul an die Zähne geschmiert; durch dieses wird ein Kalb gefräßig, so daß es keinen Eckel zum Futter hat, sondern alles frißt.

Um zu erfahren ob ein Kalb an Herz, Lung und Leber gesund sey, ist folgendes als ein sicheres Zeichen von sehr vielen Jahren her befunden worden. Wenn das Kalb acht Tage alt ist, so wird solches auf eine Bank oder

lan-

langen Stuhl auf den Rücken gelegt, die Füße werden oben zusammen gehalten, so, daß der Kopf nicht auf der Bank oder Stuhl aufliegt, sondern herunter hängen kann. Ein an Herz, Lung und Leber gesundes Kalb läßt den Kopf nicht herunter hangen, sondern hebt ihn in die Höhe, und will aufspringen.

Hingegen läßt das Kalb den Kopf vor Bank oder Stuhl hinunter hangen, so ist das Eingeweide, Lung und Leber nicht ganz gesund, oder hat ein welkes, weiches Herz, welches sich beym Schlachten zeigt. Ein solches Kalb wird man höchstens ein oder zwey Jahre ziehen, und sodann einbüßen: gemeiniglich aber gehen sie vor darauf, und werden herzleer.

§. 3.

Leichte Mastung mit Klee und Grundbirnen oder Erdäpfel.

I.

Schweine mit Klee zu füttern und zu mästen.

Der Klee ist für die Schweine ein treffliches Futter. Man schneidet ihn in Gras= oder Grünstühlen, und wirft ihn den Schweinen,

auch ihren Ferkeln vor; aber jedesmal nur so viel, als sie wirklich auffressen mögen, daß der Klee nicht verdorben wird. Brühet man etwas von diesem geschnittenen Klee mit heißem Wasser ab, und thut es ins Getränk; so wird man mit Verwunderung sehen, wie wohl der Klee ihnen gedeihe. Welchen Vortheil wird dieses nicht hauptsächlich in dem Frühjahre bringen, wo man ohnehin aus den Gärten noch nichts Grünes haben kann; oder auch, wenn man etwas haben kann, aus andern Hindernissen solches zu holen die Zeit mangelt. Die Schweinmütter geben vom Klee viel Milch; die Ferkeln fressen auch bald begierig vom Klee, und wachsen schnell auf.

Ja aller Abgang aus dem Kuchelgarten, als von Rüben, Kohl, Mangold, und andern gesammelten Kräutern und Wurzeln, wenn man solches ganz oder besser auf dem Grünstuhl zerschnitten, im heißen Wasser abgebrüht, unter das Getränke thut, macht die Schweine ungemein zunehmen.

Es sagen einige, die Schweine ohne Weydgang seyn von ungleich geringerm Nutzen, weil ein in dem Stalle eingesperrtes Schwein mehr

kostet,

kostet, und aus Mangel der Luft minder und langsamer wächset. Allein eben dieses könnte man von dem Rindviehe sagen, und dennoch findet man dermalen ganz sicher bey der Sommerstallfütterung des Rindviehes weit größern Nutzen und Vortheil, als bey dem Weydgang des Rindviehes. Auch die Erfahrung lehret von denen im Stalle immer gefütterten Schweinen das Gegentheil.

II.

Schweine mit Grundbirnen oder Erdäpfeln zu füttern und zu mästen.

Die Schweine kann man gar wohl mit Erdäpfeln allein füttern, und erhalten; aber schwerlich mit Erdäpfeln allein mästen, ohne Zusatz von Getreide: hingegen drey Theile von gekochten, und zerquetschten Grundbirnen oder Erdäpfeln mit einem Theil geschrotener, oder verrissener Gersten vermischt, sind ein wohl anschlagendes Mastfutter für Schweine. Man schüttet nämlich etwas Wasser daran, jedoch weniger als beym Hornviehe, damit die Brühe, oder Teig nicht gar so dünn werde, und läßt es also vier und zwanzig Stunden unter

einander gähren, und sauer werden, und füttert es sodann, aber nicht kalt den Schweinen, so werden sie davon so fett, als von Erbsen, und bekommen einen guten Speck. Mühe und Holz zu ersparen, kann man einen großen Vorrath auf einmal anmachen: z. B. sechszehn Viertel gekochter, und etwa mit einem Wellholz, oder auf andere Art zerquetschter Grundbirnen, und vier Viertel zerrissener Gersten; weil die Schweine das gekochte Futter, auch wenn es alt und sauer ist, gern fressen, und davon gedeihen. Die Mastschweine muß man auch unter Tags, und also fünf- bis sechsmal füttern, obschon niemal viel auf einmal. Es ist zwar kein Vieh, dem der Hunger und Durst so unleidlich, und empfindlich ist, wie den Schweinen; bekommen sie aber einmal zu viel, so verderben sie den Magen, und wollen auf viele Tage nicht mehr recht fressen; in welchem Falle man ihnen einige Tage hindurch ganzen Haber giebt.

Die Mastung wird sehr befördert, wenn man den Mastschweinen wöchentlich zweymal einen guten Messerspitz voll des rohen zerstossenen Spiesglases auf ihr Futter giebt. Es kühlet

kühlet ab, erhält sie bey guter Freßlust, verwahrt sie vor Finnen, und hilft sehr zur Fette. Je mehr sie in der Mast zunehmen, destomehr vermindert man jede der gewöhnlichen Portionen. In den letzten Wochen begehren sie kaum noch eine halbe Portion.

Man rathet auch Folgendes zur schnellen Mastung an. Man gebe den Schweinen in der Frühe gesottene Grundbirnen: zu Mittage ein paar Hände voll trockene Erbsen: Nachmittag um drey Uhr ein lauwarmes Spülgetränke: Abends wieder Grundbirnen. Vor Anfang der Mastung giebt man ohngefehr ein halbes Quintlein Spiesglas auf dem Futter.

Die Mastschweine dünsten in der Kälte weniger aus, und werden eher fett. Je älter sie sind, desto schwerer hält es an, sie fett zu machen. Man mästet die Schweine gewöhnlich vor Mitte des Herbstmonats bis Weihnachten, und also zwölf bis vierzehn Wochen.

Im Stalle muß man Mastschweine reinlich halten; daher den Stall wenigst alle drey Tage ausmisten. Die sauere Milch mästet auch, besonders in heißer Jahrszeit, sehr gut, und giebt das niedlichste Fleisch.

III.

Das Federvieh und Fische mit Erdäpfel und Grundbirnen zu füttern und zu mästen.

Allen Gattungen des Federviehes giebt man die Erdäpfel gesotten und zerdrückt; denn so fressen sie es lieber, als roh. Mit diesen kann man Aenten, Hüner, wälsche und indianische Hüner mästen. Alle Arten des jungen Geflügels vermischt man anfangs den Erdäpfelbrey mit Milchknollen: wenn sie etwas erstarkt, mit Kleyen, zerschrotenen oder verrissenen Gersten oder Haber. Sie wachsen dabey zusehens.

Fische, besonders Karpfen, Hechte und Forellen, werden durch gesottene und sehr klein zerhackte Grundbirnen nicht nur in einem Behälter beym Leben erhalten; sondern auch davon, sonderheitlich die Karpfen, ausnehmend gut und feist.

Eben so werden die Fische fett, wenn man ihnen kleine zerschnittene Ochsenleber vorwirft.

---

§. 4.
Wie das durch Ueberschwemmung besudelte Heu ohne Schaden zu gebrauchen.

Es ist öfters nicht möglich, das durch Ueberschwemmung mit Schleim besudelte Gras wieder zu reinigen, oder so zu reinigen, daß es grün oder gedörrt ohne Gefahr des Viehes könne gefüttert werden.

Gemeiniglich bringt man das besudelt jedoch gedörrte Heu in die Scheuern, dröscht es, daß viel Staub davon fällt. Allein der Schade ist dabey größer, als der Vortheil: denn alle Blätter werden zermahlet, und nichts als die Stängel des beßten Grases bleiben zur Fütterung übrig, und doch ist das Heu nicht vollkommen gesäubert.

Man verfährt also besser auf folgende Weise. Man schneidet das besudelte Heu auf dem Strohstuhl unter das Stroh, und dieß vermischte Briets siebet man nochmals durch das Staubsieb rein aus. Hier fällt nun der mehreste Unrath hindurch; die Blätter werden erhalten und die Fütterung ist gut, besonders für das Mastvieh.

§. 5.
Wie mit den Krautblättern, worauf vieles Mehlthau ist, umzugehen, daß es dem Viehe nicht schade.

Das Mehlthau, welches sich nicht selten auf den Krautblättern häufig findet, hat arsenikalische giftige Theile in sich, und wenn man mit solchen von Mehlthau angesteckten ganzen Krautblättern füttert, so wird solches manchesmal so aufgetrieben, daß es davon krepiert.

Diesem Uebel vorzubeugen, darf man nur solche Krautblätter klein zerschneiden, oder zerhacken, und sodann unter das kurze Futter, oder Briets wohl vermischen; so bleibt das Vieh gesund und unbeschädiget: ist auch nicht vonnöthen, daß man das Mehlthau von Krautblättern zuvor abwasche; welches doch nicht unrathsam.

§. 6.
Vom rothen Klee.

Hauptarten des Klees sind drey: erstens der rothe oder dreyjährige Klee: zweytens der Luzerner oder ewige Klee: drittens der Esper oder Esparsette.

1. Ei-

1. Eigenschaften des rothen Klees.

Der rothe Klee, welcher auch spanischer, holländischer, breiter, dreyblättiger, und dreyjähriger Klee genennt wird, ist der einzige den man unter Getreid und Früchten zu säen pflegt. Er ist ein sehr gutes Futter, bestaudet sich stark, und giebt wohl aus, wenn er an einem ihm angemessenen Platz gepflanzt wird. Er kömmt zwar fast in allem Mittelfelde fort; doch liebt er vorzüglich einen reichen Boden, und kann eher ein feuchtes, kühles Land leiden, als der Luzerner und Esper. Es ist deßwegen auch ein etwas schwerer und nicht allzu thonigter, zumal aber leimigter Boden ganz angemessen. Sein beßter Boden aber ist die mürbe, reicheste Erde, die aber etwas Leimigtes hat. Weil aber der rothe Klee nicht so tief wurzelt, wie der Esper, und Luzerner, so kann er die Hitze nicht so lang ausdauern, als jene beyden. In einem etwas schweren, und fetten Lande thut er vortreflich gut. Je bereiteter, reicher, und fruchtbarer nun der Boden ist, desto größer und saftreicher wird die Pflanze, desto besser und reicher wird also der Ertrag. Nur hüte man sich bey aller

Gattung Klee vor Quecken, welches Unkraut ihm so schädlich, ja weit schädlicher ist, als allen andern Früchten, dieses Unkraut aber kann durch nichts besser verdrängt werden, als durch den Erdäpfelbau.

2. Aussaat des rothen Klees unter Früchten, und dessen Aernte.

Der rothe Kleesamen muß frisch, und nicht über zwey Jahre alt seyn, und grünlich-gelb aussehen. Der schwärzlichte ist der schlechteste.

Der rothe oder dreyjährige Klee wird am beßten und gewöhnlichsten unter Gersten gesäet, wenn der Acker vorher wohl gedungt worden. Es muß aber die Gersten zuerst in den Boden gebracht, und alsdann, wenn die Gerste etwa einen Finger hoch vorher aufgewachsen, oder vierzehn Tage, oder vier Wochen nach der Gerstensaat, erst der Klee darauf gesäet werden; und dieß entweder beym Regenwetter; oder er muß beym trockenen Wetter mit einem Dornbusch untergeegt werden, damit die Vögel bis zum Regenwetter den Kleesamen nicht auffressen.

Der

Der Kleesamen muß dicke gesäet werden. Zu dem Ende braucht man auf ein Jauchert achtzehn, zwanzig bis dreyßig Pfund Kleesamen. Denn ein mit Klee dick besäeter Acker wird vom Unkraut frey gehalten, vom Gras nicht ausgesogen, und zur künftigen Wintersaat recht tüchtig gemacht. Wenn aber der Klee dünn steht, so giebt es viel Unkraut, und Quecken: und nur dieses Unkraut, nicht der Klee, sauget den Boden aus; verhärtet ihn, daß er nicht locker wird, und bringt nachhero eine schlechte magere Winterärnte. Dagegen ein dick stehender Klee verdrängt das Unkraut, macht den Boden locker, und bringt, wenn der Kleeacker in der Brache mit zwölf Viertel Gyps auf eine ganze Jauchert bestreuet worden, gewiß eine reiche darauf folgende Winterärnte. Da aber nicht jede Vorschrift auf jeden Boden passet, so überläßt man einem jeden Säemann selbst zu bemerken, ob auf diesen Boden mehr oder weniger Kleesamen zu nehmen sey.

Der rothe Klee soll nur zwey Jahre stehen, nämlich ein Jahr in der Gerste, und das andere Jahr in der Brache; wo er, im Frühjahre

bey

bey Zeiten mit Gyps bestreuet wird. Man fürchte nicht, daß der Klee dem Getreide, Gersten (Haber) Schaden bringe. Denn gesetzt, er verursache auch eine Verminderung derselben, so ist dieser Verlurst mit dem Vortheile eines wohl stehenden Kleeackers gar nicht zu vergleichen: denn ein so behandelter, in der Brache gegypster Kleeacker trägt das folgende Jahr mehrere, und schönere Winterfrüchte, als mancher frisch gedungter leerer Brachacker: die Frucht fällt oder lagert sich nicht, und der Acker wird vom Unkraut gereiniget. In Verbesserung der Felder ist also der rothe Klee der zuträglichste vor allen andern Kleegattungen.

Zur Zeit der Gerstenärnte schneidet oder mähet man die Gerste über den Klee so ab, daß ja der Klee nicht beschädiget oder abgegipfelt werde. Am Gerstenstroh verlieret man dadurch nichts; denn man läßt den Klee nach der Gerstenärnte bis zu Anfange des Herbstmonats wachsen, läßt hernach ihn und die langen Gerstenstoppeln mit einander mähen, dörren, und füttert sie im Winter als ein untermischtes gutes Futter. So hat man schon im ersten Jahre zwey Aernten, eine Gersten-

und

und eine Kleeårnte. Ist aber zur Herbstzeit Mangel an grünem Futter, so måhet man diese Gerstenstoppeln oder Geweisch und Klee, als ein gemischtes Futter in die Krippe, ohne es zu dörren. Ist der Klee bis zur Gerstenårnte etwas stark uud hoch gewachsen, so kann man den Klee mit der Gersten zumal abmåhen oder schneiden, und unter dem Gerstenstroh zu einem guten Winterfutter trocknen lassen.

Wenn man den Kleeacker gleich bey dem Kleesåen mit Gyps überstreut, im Winter- oder Christmonat strohigten Mist darauf ausbreitet, und im Frühling, nach dem der Schnee vergangen, wieder, wie oben gesagt, mit Gyps bestreut, so erzeugen diese so verbundenen Dinge ganz außerordentliche Kleearten, und kann man den Klee öfters als sonst abmåhen. Man lasse aber weder im Herbst noch Frühjahre Vieh, besonders im Frühlinge, keine Schafe auf dem Kleeacker weyden.

Der rothe Klee, weil er nicht zu tief wurzelt, wie der Luzerner und Esper, kann weder starken Frost, noch allzuviel Nässe leiden. Bey starkem, trockenem Froste leidet er in seinen Wurzeln ungemein, und geht oft ganz ver-

lohren. Derohalben soll der rothe Klee gleich bey Antritt des Winters mit langem, oder strohigtem Mist wohl bedeckt werden. Dieser Klee liebt zwar einen etwas feuchten und frischen Boden, wird aber durch allzu viele lang anhaltende Nässe vernichtet; indem seine Wurzeln sehr leicht ausfaulen. Der Ursachen säe man ihn nie in solche Gegenden, welche Gefahr haben im Frühjahre auf längere Zeit unter Wasser gesetzt zu werden; sondern lieber auf eine Ebene, wo kein Wasser lang stehen bleibt. In einem dürren Sommer, wenn nicht viel Thau fällt, ist nur ein sehr mäßiger Kleewuchs zu erwarten.

3. Zeit und Art des Kleemähens.

Die Zeit, wann der Klee zu Heu oder grünem Futter soll gemähet, und gemacht werden, ist der erste Anfang seiner Blühte, da nämlich die meisten Stengel noch grünhärigte Knöpfe haben. In diesem Stande hat er den größten Reichthum des beßten Saftes, und ist am leichtesten zu mähen. Man mähe also den Klee von jeder Gattung, den rothen, Luzerner und Esper, (wenn man ihn nicht will zum Samen stehen lassen) sobald nur einige

Blu-

Blumen zu sehen sind. Denn wartet man zu lang, bis er völlig und allgemein in der Blühte dastehet, so werden die Stengel zu hart, ungeschlacht, und die Kraft wird, wie bey den gemeinen Graspflanzen, sehr vermindert. Hingegen wird der Klee nach besagtem Zeitpunkt frühzeitig gemäht, so sind seine Wurzeln noch nicht erschöpft, sondern in voller Kraft; also, daß, wenn sie den großen Kopf verloren haben, den sie zu tragen hatten, sie ihre Schossen mit einer erstaunlichen Kraft in Bälde wieder hervortreiben. Hat man aber das Gras, den Klee, die Pflanzen so lange stehen lassen, bis sie schon größtentheils abgeblühet, und in die Saat schießen, welches gleich auf die völlige Blühte geschieht, so hat der Nahrungsvorrath, der sich hinaufgezogen, die Wurzeln größtentheils erschöpft, und sie bringen alsdann eine Zeitlang nur sehr schlechte Sprossen, und sehr langsam hervor.

Man mähe den Klee zum Dörren oder Heumachen nicht mit der gewöhnlichen Grassensen, sondern mit dem Haberrechen, damit er sich in ordentliche Matten, wie beym Habermähen, hinlege. Je nachdem das Wetter

ist, bleibt der abgemähte Klee vier bis zehn mehrer oder weniger Tage an der ersten Matten, oder, wenn sie gar zu dicke, ausgebreitet liegen: nämlich bis der Klee von oben ganz dürr, und nicht der geringste Saft mehr in den Stengeln ist. Ist er durch starkes, oder lang anhaltendes Regenwetter sehr zusammen gedrückt, so lüftet man mit einem umgekehrten Rechenstiel, oder Heugabel die Matten ein wenig, aber nicht in den heißen Mittagsstunden, sondern in den Früh- oder Abendstunden, wenn Thau gefallen, weil sonst zu viel Blätter, als das beßte, abfielen.

Sind nun die Kleematten nach einigen Tagen auf einer Seite ganz dürre, so werden sie mit einem Rechen- oder Heugabelstiel des Morgens oder Abends um- und allemal zwey Matten gegen einander zusammen gewendet, folglich enger zusammen gebracht. Wenn er nach einigen Tagen auf der anderen Seite auch völlig dürr ist, so schiebt oder rollt man ihn Morgens oder Abends, wann der Thau gefallen, auf kleine Schöchlein zusammen: rechet das kleine und kurze liegen gebliebene Gebröse nach, und führt ihn des

Mor-

Morgens heim: welches aber bey heißen Tagen nicht länger als bis um acht, höchstens neun Uhr zu thun ist; in dem er sonst Blätter und Blumenknospen, als das beßte, verlieren würde. Der Thau, welcher vorher auf den ganz an Schöchlein gewesenen Klee gefallen, schadet ihm gar nicht; er dünstet gar bald wieder weg, wenn der Klee auf lüftigen Boden gebracht wird. Man bringe aber den Klee nicht auf Böden, oder Scheuren, wenn er nicht zuvor ganz rasseldürr gewesen, damit er sich nicht erwärme und erhitze; als wodurch er seine beßte Kraft verlieret, und schimmlicht werden kann. Wenn er unter Dach gebracht worden, so trette man nachdem Abladen nicht so sehr auf ihm herum; und mache ihn nicht gleich fest; sondern werfe ihn locker auf einander. Nach etlichen Wochen setzt er sich selbst zusammen.

Anderwärts verfährt man auf folgende Art, fast wie mit dem gemeinen Heu. Sobald der Klee zu Heu abgemäht, streuet man ihn äußerst sorgfältig mit der Heugabel so klar nnd dünn als immer möglich; wendet ihn gegen Mittag mit der Heu-

gabel ganz sachte, um die Blätter nicht abzustoßen; wiederholt es um zwey oder drey Uhr: ziehet dieses wirklich trockene Futter noch vor fallendem Thaue mit dem Rechen in ganz kleine Schöchlein, oder Bierlinge, zusammen; verdünnet, oder breitet sie folgenden Tages nach zehn Uhr ungefähr mit dem Gabel- oder Rechenstiel wieder aus; wendets nach Mittag mit der Gabel ganz sachte; ziehet es kurz darauf in große Schochen zusammen, und führts nach Hause.

Nun dieses Kleeheu drescht man wegen des Kleesamens im Winter vorher ab, ehe man es dem Viehe füttert; hebt das beym Dreschen abgefallene auf, und besäet mit selbem, wie mit den Heublumen, die Kleefelder, Wiesen, und Weyden.

Uebrigens mähet man den rothen Klee in der Brache so oft ab, als man kann, bis die Zeit der Wintersaat heran nahet. Vor der Wintersaat läßt man den Klee noch ein Spanne- oder Schuh hoch wachsen, der ein sehr guter fetter Dunger ist, ackert ihn sodann ganz hinunter; säet sogleich die Winterfrucht, Veesen, oder Roggen darauf, und egget ihn

ein,

ein, ohne weiter zu dungen oder nachmal zu ackern; obwohl man dieses nach Belieben thun könnte.

Wäre aber der Kleeacker stark vergraset, so kann er nicht einfurchtigt, d. i. nach nur einmaligem Umackern besäet werden; sondern er muß nach einmaligem Abmähen des Klees, um Johannis gestürzt, geegt, und vor der Wintersaat noch etlichemal geackert werden.

Es ist auch rathsam, daß man diejenigen Plätze, welche Kleesamen getragen, neuerdings dunge; weil sie leicht entkräftet, und ausgesogen seyn können.

§. 7.

Vom Luzerner oder ewigen Klee.

1. Beschaffenheit und Nutzen desselben.

Der Luzerner Klee wird auch ewiger Klee, blauer Klee, und Schneckenklee genennt. Dieses ist eine ganz vortrefliche Futterpflanze und süßer als der rothe und Esperklee, von sehr reichem Ertrag, kann wie der Esper sieben, zehn bis sechs und zwanzig Jahre dau-

 ren;

ren; und giebt den Sommer hindurch, wenn dieser warm ist, vier bis fünf Aernten: denn sie wachset schnell, und hat viel dreyfache Blätter, und ihre drey Schuh hoch grad aufwachsende feste Stengel viele Zweige. Dieser Klee giebt auch im heißesten und trockensten Sommer, wo sonst der rothe oder dreyjährige Klee fast verdorrt, wegen seinen tieflaufenden Wurzeln immer sein Futter. Er giebt eine gute und baldige Nahrung für das Vieh. Er hat die natürliche Eigenschaft, daß er das Vieh im Anfange, wenn man demselben im Frühling davon giebt, purgiret, ob er schon nachher dasselbe mästet. Er giebt unvergleichlich viel und gute Milch vor allem andern Futter; blähet aber, wenn er noch keine Knospen oder Knöpfe hat, wie der dreyjährige Klee, ein wenig, wenn ihn das Vieh noch nicht gewohnt ist, und man demselben zu viel auf einmal giebt. Man muß also zuerst wenig geben, auf daß das Vieh daran gewöhnt werde, oder muß Stroh, oder sonst dürres Futter darunter mischen. Denen Pferden ist er auch das beßte Futter von der Welt, und giebt ihnen viele Kräfte.

Die

Die Blühte ist violblau, und ihre Samenhülsen gedrehet. Ihre Wurzeln werden stark, und zu vier Schuh lang, und verbreiten sich in der Tiefe des Boden in viele und große Fasern.

2. Anbau des ewigen Klees.

Dieser ewige oder Luzerner Klee wächst auf einem reichen, fetten, und auch auf einem schlechten Boden; aber freylich auf jenem vortheilhafter, als auf letzterm; und kömmt dabey vorzüglich viel auf die Wärme und gehörige Tiefe des Bodens an. Auf einem bloßen magern Sand aber thut er nicht gut; und Quecken in dem untern Boden, oder ein zäher Lette, der Feuchtigkeit aufhält, und Kälte und Fäulniß den Wurzeln verursacht, ist der Luzerne höchst schädlich. Ein sehr guter Leimen mit einer guten Mischung von Sand und mürber Erde ist für sie der zuträglichste Boden. Hiernächst ist die trockene krümliche Erde, die aus mürber Erde, und Sand besteht, ferner ein warmer und nicht zu unfruchtbarer Kies, und dann ein jeder sandiger Boden, der einigermaßen reich oder fett ist, ziemlich gut. Ist der Boden

arm oder mager, übrigens aber dieser Pflanze gemäß, so muß man ihn mit Dunger bereichen, und fett machen; vorzüglich aber das Gras abhalten, und fleißig ausjäten, als welches den ewigen Klee verderbt, und ihm die Nahrung entzieht.

Vor Winter den Luzerner Klee säen ist, besonders auf einem nicht gar warmen Boden, gefährlich; weil eine starke Kälte sie in ihrer zarten Jugend wegrafft. Wenn aber ihr Wuchs vorher stärker geworden, so verletzt sie der Winter nicht leicht mehr. Die Frühlingssaat, und zwar wenn keine Fröste mehr zu befürchten, im April oder May, ist also die sicherste. Das erste Jahr giebt schon zwey Aernten. Die Erdflöhe sind dieser Pflanze wegen ihrer Süßigkeit und Zärte auch sehr gefährlich. Man säet den Samen, wenn es wirklich regnet, oder gleich auf den Regen, und hat es alsdann kein Eineggens vonnöthen. Sonst aber, wenn er trocken gesäet wird, muß er mit einem Dornbusch untergeegget, oder, welches noch besser, mit einem Rechen, wie ein Gartensamen untergerechet werden. Den ewigen Kleesamen soll man recht dicke

säen,

säen, und zwar, wie der Sache verständige wollen, auf ein Viertels Jauchert sechs bis sieben Pfund, die man mit Erden oder Aschen vermischt, wie bey dem Rübsamen.

Im ersten Jahre nach der Saat mähet man den Klee nicht ehender, als bis er blühet, oder, so noch besser, ganz verblühet hat; denn solchergestalt fällt nach dem Abmähen viel Samen aus, und macht den Platz tragbarer.

Es ist sehr rathsam, und vortheilhaft, daß man jene Plätze, so man dem Klee widmen will, ein oder zwey Jahre zuvor mit Grundbirnen, Kraut, oder solchen Gewächsen, welche öfters behackt und bearbeitet werden, bepflanze; weil durch deren Bau die Erde aufgelockert, und das Gras und Unkraut getilget wird.

Vor wirklicher Saat muß das Land mit der Eggen überzogen, und wie ein Hanfland geebnet und zugerichtet werden, oder gar mit der Spatte umgegraben, und mit dem Rechen eben gemacht werden.

Je tiefer das Kleeland im Baue ist, desto besser geräth der ewige Klee; denn er macht

starke

starke Wurzeln, und diese gehen so tief in den Boden, als dieser nur einigermaßen gut ist. Daher kömmt es, daß solches Gewächs in dem Sandboden, wenn es einmal recht Wurzeln geschlagen, niemal ausbrennet.

Die Kleestücke können auch ohne Mist mit Gyps gedungt werden, welcher auch an magern und steinigten Plätzen sehr gut wirket. Wann, wie oft, und wie viel Gyps auszustreuen, ist unten §. 16. wo von dem Gebrauche und Nutzen des Gypses gehandelt wird, deutlich angezeigt.

3. Wie das Gras und Unkraut aus einem Kleefelde zu vertilgen.

Das Gras und Unkraut, wenn es nicht getilgt wird, treibt den ewigen Klee in kurzer Zeit gänzlich ab. Dieses zu verhindern, muß man

Erstens gleich nach der Saat, wenn der Klee anderthalb oder höchstens zwey Zoll lang ist, das Gras auf das säuberste ausjäten, und vierzehn Tage darauf noch einmal. Diejenigen, welche das Jäten verrichten, müßen die Schuhe vorher ausziehen, damit sie das Land

und

und den Klee nicht vertreten. Man kann es auch vom Gras und Unkraut säubern durch zwey- oder dreymaliges Rechen mit eisernen Rechen, oder heraushauen mit einer Hauen, und zwar gleich wenn der Klee abgemähet.

Zweytens: Weil alle Jahre nachher etwas Gras und Unkraut unter dem ewigen Klee wachsen kann, so soll gleich Anfangs des Frühjahres alle Jahre das Kleefeld deshalben besichtiget, und das merklich sich zeigende Gras alsobald, und zwar bey trockenem Wetter, und sehr früh im Frühjahre, ehe die Kleewurzeln anfangen zu treiben, mit eisernen Rechen heraus gerechet, oder mit einer Hauen heraus gehauet werden. Und da die Kleewurzeln tief, die Graswurzeln aber nur seichte stehen, so wird durch dieses Ausrechen, oder Aushauen dem Klee kein merklicher Schaden zugefügt. Man kann auch unterm Jahre das überhandnehmende Gras auf solche Art vertilgen. Es muß aber geschehen, sobald der Klee abgemähet worden, bevor er wieder ansetzt.

Wenn das Gras und Unkraut solchergestalten weggethan, so wird auf die leeren ausgehauenen Plätze, entweder alsogleich Kleesamen hin-

hingesäet, und eingerechet; oder, so besser ist, erst bey wirklichem Regen ohne Einrechen; auf daß der dick stehende Klee das Unkraut und Gras nicht so leicht und geschwind aufkommen lasse.

4. Wie das Kleefeld länger im Wachsthum zu erhalten.

Das Kleefeld kann man um etliche Jahre länger in seinem guten und ergiebigen Stande erhalten.

Erstens. Wenn man alljährlich auf jetzt gesagte Weise das anwachsende Gras und Unkraut fleißig austilgt und wegschaft.

Zweytens. Weil nach einigen Jahren durch die starke und fette Stengel, wie auch durch die sich tief und weit ausbreitenden Wurzeln das Kleefeld nothwendiger Weise muß ausgesaugt, und geschwächt werden, so ist zu längerem Fortgang sehr zuträglich und nothwendig, daß im späten Herbst, jedoch ehe und bevor die Felder mit Schnee bedeckt sind, diese Kleeplätze mit kurzem, gutem, fettem Mist beschüttet und überstreut werden; damit hernach bey Schmelzung des Schnees, oder mit dem Regen

Regen das Salz und Kraft des Dungers in die Erde, und zu den Kleewurzeln gebracht werden. Solchergestalt wird sich ein Kleefeld durch viele Jahre mit reichem Nutzen länger erhalten können.

Eine Luzerner Pflanze, wenn sie Raum zur Wurzel und Wuchs hat, kann hundert bis zweyhundert Stengel treiben. Daher soll man ihr billig mit Dung fleißig zu Hülfe kommen, und wenigst alle drey Jahre vor Winter mit kurzem fetten Mist überstreuen, oder in Ermanglung dessen ihr zu rechter Zeit mit Gyps und vermischter Asche, oder guter Erde zusprechen.

5. Vom guten Kleesamen, und wie selber zu ziehen.

Der Kleesamen zur Saat muß frisch seyn, und mehr ins Gelbe als Grüne fallen. Er keimt oft schon in zehn Tagen. Von zu fett gestandenem Klee soll man keinen Samen ziehen. Wann in der Blühte Nässe und Mehlthau einfällt, ist er dem Miswachs ausgesetzt.

Der Same von dem zweyten Triebe ist der sicherste (der vom ersten Triebe jedes

Jahrs

Jahrs ist gemeiniglich zu geil, und zur Fäulniß geneigt), er wird gewöhnlich reif in der Mitte oder am Ende des Herbstmonats. Und zwar ist der Same reif, wenn die Körner klar, gelb, und etwas hart, wenn die Samenhäupter recht dunkelbraun, die Blätter aber schwarz und abgestorben, und meistens so dürr sind, daß man sie nach völlig abgetrocknetem Thaue mit den Fingern leicht ablösen und zerreiben kann. Gemeiniglich sind alle Blätter von den Stengeln abgefallen, und die Samenköpfe schwarz.

Den Kleesamen zu ziehen läßt man im zweyten oder dritten Jahre, und sodann ferners, ein beliebiges nicht zu fettes Kleestück vom zweyten Triebe selbiges Jahres, d. i. nachdem das zweytemal der Klee abgemäht worden, unabgehauen stehen, bis der Same obbeschriebenermaßen reif ist. Da ist aber wohl zu merken: weil der Klee sich gern lagert, und alsdann fault, so soll man ihm, bis er völlig reif ist, mit kurzen Reisern, oder auf andere beliebige Art, einen aufrechten Stand verschaffen, daß er sich nicht legen könne. Er reift gemeiniglich sehr ungleich. Wenn nun aber

der

der größte Theil der Blumen reif ist, nämlich wenn man die Reife nach dem Reiben aus der angehenden gelben Farbe erkennt, und man auf etliche Tage schön Wetter vermuthet, mähet oder schneidet man mit der Sichel den Klee ab, verbreitet ihn dünne, wendet und dörrt ihn sorgfältig, ja noch sorgfältiger als gemeines Heu. Denn er scheint bisweilen trocken genug zu seyn, und ist es doch nicht; und verdirbt sodann in der Scheure nicht nur sich selbst, sondern auch andern Klee.

Nachdem aber der Same recht ausgetrocknet und gedörrt, bringt man ihn in Tüchern, und mit Kreuzband zusammen gebundenen Schöchlein heim, unter dieser Beobachtung, daß man den obern Theil der Kleestengel, wo Blumen und Samen sind, so viel möglich, in das Innere des Tuchs und beydes hinein verstecke, und binde, damit von dem Samen nichts verloren gehe. Das gedörrte Kleesamenheu legt man an einen lüftigen und freyen Ort, oder über einer Scheuertenne, den der Wind bestreichen kann; läßt im Winter die Luft, wenn sie trocken, und rein ist, dahin streichen, und dröscht sodann bey starkem Frost den Samen aus.

6. Wie der Kleesamen auszumachen, zu butzen und zu bewahren.

Der Kleesame ist zwar schwer aus der Spreue zu bringen, jedoch kann man ihn auf folgende Weise sicher erhalten.

Erstlich drescht man ihn entweder gleich nach dem Einheimsen von der Sonne weg, und sondert ihn vom Strohe ab: oder man nimmt dieses erst im Winter bey kaltem Frost vor. Nachdem die Samenhäupter vom Strohe gedroschen worden, so drescht man selbe zwey oder dreymal, und wendet sie allemal um, siebt den Samen durch ein weites Aehren= sodann durch ein weites Staubsieb, daß der Same durchfällt. Was im Siebe bleibt, thut man in Säcke, druckts aber nicht derbe ein, legt die Säcke in eine warme Stube, nicht in Backofen, und dörrts. Nach etlichen Tagen oder Wochen drescht man das wieder, und siebts durch das Staubsieb. Was abermal im Siebe zurück bleibt, legt man auf Tüchern bey warmen Sonnenschein an die Sonne; dreschts sodann, und siebts hernach wieder, wie zuvor; und so fährt man fort, bis kein Same mehr in der Spreue oder Hülse ist. Zuletzt streuet

man das Wenige, was im Siebe zurück bleibt, auf das Feld, so mit Klee angesäet ist, oder soll angesäet werden. Was durch das Staubsieb fällt, nimmt man, und macht es rein. Die Spreue giebt man dem Viehe mit anderm Futter.

Andere verfahren also. Sie dreschen den nach dem Einheimsen über die Tenne, oder an einen andern lüftigen Ort gebrachten Samenklee erst im Winter bey einem starken Frost; schütten die abgedroschenen Samenhäuptlein etliche Wochen auf einen lüftigen Boden, oder Bühne; wenden selbe wöchentlich ein paarmal um, und alsdann, wenn sie vollends ausgetrocknet, dreschen sie solche Samenhäuptlein wieder bey kaltem oder doch trocknem Wetter; da dann der beßte Samen heraus geht. Das, was dießmal nicht völlig kann ausgedroschen werden, sackt man locker in Säcke ein, und legt diese den auf das Backen folgenden Tage in den noch gelind warmen Backofen, ohne einigen Schaden beym Aufgehen zu befahren. Nach vier und zwanzig Stunden nimmt man es wieder heraus, und drescht es sogleich völlig rein aus.

Den ausgedroschenen Kleesamen zu butzen, und zu reinigen, geht man folgendermaßen zu Werke. Man reibt den Kleesamen ganz trocken eine Handvoll nach der andern zwischen den Händen; schlägt ihn sodann durch ein Haarsieb, das den reifen Samen nicht durchläßt, wäscht ihn in klarem Wasser so oft, bis das Wasser durch ein dünnes leinenes Tuch hell ablauft; breitet ihn sodann auf leinenen Tüchern dünne aus; rührt ihn ein paarmal um, trocknet ihn an der Sonne, oder an einem warmen Orte; reibt ihn nochmal sorgfältig durch die Hände, schlagt ihn durch das Haarsieb, so ist er zum Aussäen fertig. Zwey Personen können in einem Tage hundert Pfund Samen also butzen und reinigen.

Den gereinigten Kleesamen verwahrt man in leinenen Säcken, oder Tüchern, und hängt ihn auf der Bühne, oder sonst an einem trockenen Orte, bis zum Gebrauche, auf; er bleibt so aufbewahrt vier Jahre gut. Irdene, gläserne Gefäße, und feuchte Oerter taugen nicht ihn lang aufzuheben, und gut zu erhalten.

7. Wann der Klee abzumähen, und wie er zu Heu zu dörren.

Der Klee, wegen des vielen Saftes in den Stengeln, ist schwer zu dörren, wenn die Witterung nicht günstig ist.

Man muß den Klee jung abmähen, wenn er anfangen will zu blühen, aber noch keine Blühte völlig offen ist, sondern nur die Köpfe gebildet sind. Die Wurzeln sind alsdann in voller Kraft, und treiben, bis man das Heu hinwegbringt, schon wieder vier bis fünf Zoll lange Sprossen zu einer neuen Aernte.

Wenn die Luzerne oder andere Klee immer in besagtem Zeitpunkt in die Krippe gemäht wird, so ist sie am zärtesten und saftigsten, daß sie das Vieh am liebsten frißt, und die mehreste Nahrung und Milch giebt: die Wurzel bleibt auch in ihrer Kraft, daß der folgende Wuchs desto bälder nachkömmt. Läßt man aber die Luzerne überständig werden, so werden die Zweige gelb, und vor den andern Kleearten hart und unschmackhaft.

Wenn der Luzerner Klee zum Heu gemäht ist, so wird er behandelt wie der rothe Klee.

Uebrigens ist sehr gut, wenn man nach jedem Abmähen des Grases oder Klees den Platz gleich wässern kann.

8. Wie das Kleefeld bey dessen Abnahme zu behandeln.

Kömmt das Luzerner Kleefeld nach vielen Jahren in Abnahme, so ist das rathsamste, daß man solches zum Bau der Grundbirnen, Kraut oder solcher Gewächsen zubereite, die fleißig behackt, bearbeitet, und vom Grase gereiniget werden. Im späten Herbste, ehe harter Frost einbricht, wird das geweste Kleefeld ganz seichte gepflüget, und dadurch die Krone der Luzerne, und das obere Stück der Wurzel weggeschärft, damit sie den Winter hindurch bis in die Tiefe wegfaulen muß. Im Frühjahre aber, sobald man mit dem Pfluge in die Erde kommen kann, muß man dieß Feld tief, und weiterhin noch einmal, doch nicht so tief als zuvor pflügen, und sodann mit Grundbirnen, Kraut, u. d. g. bepflanzen, bis man es nach ein paar Jahren wieder zum Kleefeld macht.

Es ist sehr gut und zuträglich, wenn bey jedesmaligem Pflügen das Feld mit der Egge überzogen wird, und dadurch die Wurzeln heraus gerissen, sodann nach Möglichkeit zusammen gelesen, oder mit eisernen Rechen zusammen gerechet, und vom Felde weggebracht werden: denn diese Wurzeln dauern lang gegen die stärkeste Sonnenhitze aus; und ein jeder Regen macht sie wieder wachsen. Durch den Kraut- oder Grundbirnenbau, und Behacken kann man die zurück gebliebenen Kleepflanzen vollends vertilgen, und den Kleeacker gänzlich reinigen.

§. 8.

Vom Esper, oder Esparsette.

1. Eigenschaft, und anständiges Erdreich des Espers.

Der bekannte Esper ist nicht minder ein nützliches Futterkraut, jedoch bleibt der ewige und dreyjährige Klee im Ganzen betrachtet immer das beßte und nützlichste. Der Esper verträgt wegen seinen tieflaufenden Wurzeln die heißesten Sommer, die seinen Wuchs nicht unterbrechen; und den Winter fürchtet er eben so wenig.

Der Esper ist leicht zu bauen, und kömmt fast im unfruchtbarsten Lande fort, wo sonst kein Klee, ja nicht einmal Haber wächst. Er geräth auch auf felsigtem, sehr steinigtem Boden, durch deren Ritzen seine Wurzeln öfters fünfzehn Schuh tief dringen; doch liebt er vorzüglich ein abhängiges, etwas leichtes Erdreich, das tiefen Grund hat, und keine Bäume darauf stehen. Er kann zwar ohne Dung, und in einen schlechten, magern Lande oder Berg gepflanzt werden; jedoch ist freylich für sich selbsten, daß je besser der Boden, desto reicher der Ertrag seyn wird. Im sandigten Boden kann er besser wachsen, als im lettigten, oder gar im sumpfigten. In beeden letztern fangen die Wurzeln zeitig an zu faulen.

Nach Beschaffenheit des Grunds besteht der Esper sieben, zehn, sechzehn bis zwanzig Jahre. Wenn man in sieben oder acht Jahren etwas guten, verfaulten Dung darauf bringt, so wird sein Ertrag und seine Dauer sehr vermehrt. Wildwachsend findet man ihn auf schlechten, sandigten, steinigten Hügeln, Gebürgen und Ruinen, und liebet er sonders trockene, lüftige Berge. Er taugt daher wohl

in

in entfernte freye Felder, wohin man den Dung nicht leicht bringen kann.

2. Saat, Bau, und Erhaltung des Espers.

Die Saat kann, wie überhaupt beym Klee im Frühlinge oder Herbst geschehen. Jedoch hat beym Esper die Herbstsaat im October, besonders aber die Saat im August, wenn günstige Witterung ist, wegen Stärke der Wurzel, so er vor Winter erlangt, den Vorzug; weil man eine Aernte früher hat, und die für diesen keimenden Klee gefährliche Trockne nicht zu befürchten. Wenigst muß er im Frühlinge sehr zeitlich gesäet werden, dabey aber muß die Witterung gelind seyn. Das Feld muß zuvor zwey oder dreymal, und zwar so tief als möglich gepflügt und locker gemacht werden, damit die jungen Pflanzen tiefe Wurzeln schlagen können. Der Same aber darf nicht tief in den Boden kommen. Viermal so viel Samen braucht man auf einen Platz als Roggen. Unkraut und Quecken treiben den Esper das erste Jahr ab; dahero muß das Unkraut fleißig ausgejätet, die Quecken aber vor dem Säen aus dem Boden

geschafft werden. Wenn man ein oder zwey Jahre zuvor Kraut oder Grundbirnen hinpflanzet, so werden sowohl Unkraut als Quecken vertrieben.

Wo sich auf dem Esperfelde etwa hier und da leere Plätze zeigen, da müßen solche alsobald besäet, und der Same untergehacket werden.

Der Esper dauret gemeiniglich sechs Jahre in seiner vollkommenen Stärke, im siebenten Jahre aber fängt er an hin und wieder leere Stellen zu zeigen; da ist jedoch nicht nöthig, ihn sogleich abzuschaffen, sondern man lockert die leere Plätze tief auf, und säet sie wieder an. Auf diese Art kann man das Esperfeld noch mehrere Jahre hindurch benutzen. Das Vieh soll nie bey nassem Wetter darauf kommen, wegen Gefahr des Aufblähens.

Derjenige Landmann, welcher magere und dörre Wiesen hat, thut sehr wohl, wenn er den Espersamen zur Zeit des Regens mit freygebiger Hand dick auf selbe ausstreuet. Er wird selbe ungemein verbessern, und in der Folge um so viel Heu mehr darauf machen.

3. Wie

3. Wie der Espersame zu ziehen, und auszumachen.

Weil man alljährlich zum Nachsäen Samen nöthig hat, so kann man ein Stück zum Samen stehen lassen. Indem aber der Same nicht zu gleicher Zeit reif wird, damit der reife Samen nicht mit dem unreifen vermischt werde, so geht man räthlich auf folgende Weise zu Werke. Die zeitige Schoten oder Scheflein (die anfänglich silberfärbig, alsdann aber, wenn sie ganz getrocknet sind, und ausfallen wollen, kaffeebraun werden), streift, oder schneidet man ab, sammelt sie auf Tücher oder in Säcke. Wenn nach der Zeit der übrige Theil des zu Samen stehen gebliebenen Espers auch zeitig ist, so wird er wieder auf besagte Weise gesammelt. Durch diese kleine Mühe gewinnt man lauter guten Samen.

Wenn der Same ausgeklopft und gereiniget ist, so muß er auf einen lüftigen Boden dünn verbreitet, und die erste Woche täglich durcheinander gerührt werden, damit er sich nicht erhitze, und stocke; welches gar leicht geschieht, dadurch aber größtentheils zum Keimen untüchtig wird.

Wenn man den Esper will abgehen lassen, so verfährt man mit dem Platz eben so, wie vorhin bey dem ewigen Klee gemeldet worden.

§. 9.

Wie Wiesen und Weyden zu verbessern.

Wenn auf einer Wiese oder Weyde nur hin und wieder schlechte Gräser sich befinden, so haue man diese schlechte Gräser aus, und säe gutes Gras, oder Kleesamen dichte darein. Man überstreue im Winter jährlich den ganzen Platz mit Gyps und Aschen zur Beförderung des guten, und Abtreibung des schlimmen schädlichen Grases.

Wenn das Moos auf den Wiesen oder Weyden eine dicke Rinde ansetzt, oder überhand nimmt, so wächset das junge Gras nur sehr dünne, und zu keiner ansehnlichen Höhe. Man muß also die Wiesen und Weyden davon reinigen, welches gar leicht auf folgende Art geschehen kann. Man überfährt diese mosigten Wiesen oder Weyden im Herbst nach Michaelis in die Länge und Quere einigemal mit

mit einer eisernen, oder mit eisernen Zähnen versehenen Egge; oder durchschneidet selbe in die Länge und Quere tief mit dem Rechpflug in ganz kleine Furchen, oder Rinnen; so wird das Moos auf= und losgerissen. Dieses Moos thut man sodann mit einem Rechen abbrechen; verbrennt selbes sammt dem abgezogenen Wasen auf dem Lande, und streuet die Asche herum: oder man bringt das Moos in eine Mistlachen, und läßt es da zu gutem Dung verfaulen.

Dörre, magere, abhängige Wiesen und Weyden umbricht oder durchschneidet man im Herbst mit dem Rechpfluge recht tief in kleine schmale Furchen: pflügt sie im Frühling abermal, reiniget sie sauber vom Samen und Wurzeln des Unkrauts mit der Egge oder Rechen: besäet sie sodann dichte mit gutem Heu= und ewigen Kleesamen, der vorzüglich einen guten dicken Wasen giebt, und egget es hinunter. Hingegen säet man eine umgebrochene Wiese oder Weyde nicht mit gutem Grassamen an, und überläßt es nur dem Zufalle, ob gute oder schlechte Grasgewächse den neuen Wasen machen wollen, so hat man nach

kurzer

kurzer Zeit die vorige schlechte Wiese oder Weyde zu gewarten. Je tiefer umgebrochen, je lockerer der Boden, desto besser ist es.

Nasse Wiesen oder nasse Plätze in Wiesen, Gärten und Weyden verbessert man auf folgende Weise. Es wird die Feuchtigkeit abgeleitet durch tiefe Gräben; oder in die Erde gemachte tiefe Gruben, welche man unter einem halben Schuh hoch mit Steinen ausfüllt, die ungefehr einer Faust groß sind, und darauf mit Reißig von Erlen oder dergleichen ausfüllt, und sodann wieder mit Sand und Erde bedecket; und zwar daß diese Erde höher als der anliegende Boden wird, weil selbe sich wieder setzen wird.

Dergleichen meist vertiefte Plätze in Wiesen, u. d. g. werden erhöhet, da man Mergel und gute schwarze Erde darauf führt, oder die ganze Wiese damit überschüttet, sodann selbe umbricht, dungt, und mit gutem Heu- oder Grassamen besäet.

§. 10.

§. 10.

Art und Weise guten Heu- und Grassamen zu ziehen.

Man läßt auf einer Wiese einen Fleck, wo lauter gutes Gras ist, zu Samen stehen, bis der Same reif ist. Jedoch mähet man ihn ab, ehe er ausfällt, und zwar des Morgens früh, da der Thau noch auf dem Boden ist. Man breitet das Abgemähete nicht gleich aus, sondern läßt es eine ziemliche Zeit an Matten liegen. Sodann wendet man es ganz sanft um, läßt es trocken werden, und drescht es zu Hause aus; siebet endlich und säubert den Samen, wie oben vom ewigen Kleesamen gesagt worden; verwahret ihn in Säcken, oder lüftigen Orten.

Mit einem puren reinen guten Heusamen kann man auch besonders einen kleinen Wiesenplatz ansäen, den man ein Saatwieslein nennen kann. Von diesem Plätzlein, so nicht zu naß seyn darf, kann man alljährlich reinen, guten Heusamen ziehen, und damit andere große Wiesen, oder Weydplätze alljährlich verbessern, oder verkaufen. Man hat Baum-

schu-

schulen, Rebschulen, warum nicht auch Gras- schulen.

Die Heublumen von den Heuböden taugen nicht gar viel. Denn viel von diesem Samen ist nicht reif; viel darunter ist auf dem Boden zwischen dem Heue verbrannt. Daher es so lang anstehet, bis man damit eine gute Wiese ziehet. Jene Heublumen aber, so beym Abladen oder Abdreschen des gemeinen Heues auf der Tenne liegen bleiben, kann man zusammen kehren, ausmachen, und zur Saat aufbewahren.

§. 11.

Wie unfruchtbare Heiden, und Weyden durch den ewigen Klee in nutzbare Wiesen zu verwandeln.

Weil der Luzerner Kleesamen auch auf schlechtem Boden, der sonst kein Gras trägt, wachset und fortkömmt; indem keine Kälte dieser tiefwurzelnden Pflanze schaden thut, so kann man obbeschriebenermaßen eine ganze unfruchtbare Heide, Weyde in die erträglichsten und schönsten Wiesen, oder Kleefelde ver-

wan-

wandeln: wenn man nämlich 1. den öden Plaz im Herbst mit dem Rechpfluge recht tief in kleine schmahle Furchen durchschneidet, und ebnet: im Frühling abermal pfluget, und so dann mit der Egge oder Rechen sauber vom Unkraut, und Wurzeln reiniget: 2. nachhero ein, oder zwey Jahre mit Kraut oder Grundbirnen bepflanzet: und 3. im Herbst vor eingefallenem Schnee wohl dunget: und 4. endlich im Frühling, im April oder May, wenn keine kleine Fröste mehr zu befürchten, mit ewigen Kleesamem besäet.

§. 12.

Wie Wiesen, Weyden, Gras- oder Heidenboden in fruchtbare Aecker zu verwandeln.

Ehe man mit dieser Arbeit anfängt, leite man, wann überflüßig Wasser vorhanden, es ab. Sodann mache man den Boden gleich und eben, zerstücke und zerschneide die kleinen Flügel, und erhöhe die Gruben und Thäler, und zwar nicht mit der guten, obern, sondern mit der schlechtern, innern Erde. Das erstemal breche man mit einem scharfen Eisen und

 star-

starken Pfluge die Oberfläche nur zwey Zoll tief, und in ganz schmalen Furchen um; so bekömmt man bald eine mürbe gute Oberfläche. Die Fäulniß des Rasens, und das Durchwachsen des Grases, welches das sicherste Zeichen der innerlichen Fäulniß ist, noch mehr zu befördern, lasse man einigemal nach einem Regen, wenn die Erde wieder im Abtrocknen ist, den gepflügten Boden beeggen. Das wiederhole man auch öfter.

Pflügt man eine alte Wiese, oder dergleichen alte Plätze, im ersten Frühling, oder Herbst, da die Erde am weichesten zu seyn pflegt, flach und schmal; beegt man sie, wofern der Boden nicht zu naß ist, gleich im Frühling; wiederholt man ein solches Beeggen im April und May; so kann man schon im Brachmonat, um Johannis das zweytemal pflügen, welches aber nicht tiefer geschehen solle, als vorher, nämlich zwey Zoll tief. Setzt man diesen Sommerbau auf eben diese Art fort, so kann man im Herbst Wintergetreide darein säen.

Einen Weyd- oder Heidenboden breche man erst im **Frühling** das erstemal um.

Was

Was man im Frühling oder Sommer umbricht, beegge man etlichemal bis im September oder Herbstmonat, da die umgebrochene, und öfters beeggte Erde oft schon um Michaelis durchwachsen ist, und im folgenden Frühling mit Sommerfrucht kann besäet werden.

Man erschöpfe aber die Kraft eines solchen Neubruches nicht; man übertreibe ihn nicht ungedungt, sondern bedunge ihn gleich beym Umbrechen. Einem ausgezehrten, entkräfteten Boden stellt man schwerlich, auch gar nimmer seine Kraft her. Wird er aber gedungt, so bleibt er beharrlich und immer gut.

Vielfältig hat die Erde Verbesserung vonnöthen, und durch Vermischung wird sie am beßten auf folgende Weise verbessert: Nämlich schwerer, kalter Thon- oder Lettenboden wird verbessert, nützlicher und fruchtbarer gemacht durch Vermischung mit Sand, Kies, sandigem, kalkigtem Mertel, zerstossenen, und durch ein Handsieb geworfenen Schutt von alten Mauern, oder so zerstossenen, und geworfenen alten Sand, oder gebrannten Steinen: wie auch mit Schutt von Schlammerde aus Gräben.

Leichter Boden wird verbessert, und zwar 1. kiesigter Sand mit Letten, lettigtem Mergel, Rasen- oder Wasenstücken, Torferden: 2. grober Kies mit guter Erde, Wasenstücken, und Letten, wie auch mit Erde, worunter Sand und Leim ist. 3. Leichter Sand, der überflüßig feucht einem schweren Boden gleicht, wird verbessert mit guter Erde, Wasenstücken, Lettenmergel. 4. Der Haselboden, in welchem Sand und Leim, doch mehrer Sand als Leim, wird verbessert mit Letten und Kies untereinander, noch besser aber mit guter Erde.

§. 13.

Von dem Hanfbaue.

1. Erforderlicher Boden.

Hanf und Flachs sind in der Landwirthschaft Artikel, welche man unmöglich ermangeln kann; wenigstens kann man des einen oder andern, wo nicht beeder, nicht wohl entbehren, wenn immer die Wirthschaft, und Hauswesen wohl bestellet seyn soll. Denn solche kaufen, wäre für den gemeinen Landmann insgemein zu kostbar.

Der

Der Hanfbau erfodert einen tiefen, reichen, leichten, und lockern Boden; oder einen feinen Leimenboden, der viel Sand hat: denn der Sand ist deswegen ein wesentliche Erdmischung in dem Lande zum Hanfbau, weil er Wärme erfordert; und noch besser in einem armen Lande, das warm ist, wächst, als in einem reichen, das zu kalt ist. Ein fett, geschlacht, und mit Sand wohl gemischtes Erdreich ist das allerbeßte. Auf einem kalten, zähen Lettenboden kommt der Hanf niemals fort. Dasjenige Land ist für den Hanf sehr vorzüglich, worauf Holz gestanden, und dessen Wurzeln ausgerottet sind, und nächstdem umgebrochne, und wohl zubereitete natürliche Wiesen, oder Kleestücken. Ein Land aber, das durch anderes Getreide ausgemergelt ist, taugt nicht; es wäre dann dazu recht dienlich gemacht, das geschieht aber nicht durch Mist, darauf der Hanf nicht gut fortkommt, sondern hauptsächlich, und blos durch fleißiges bearbeiten, ackern, und umgraben des Bodens. Will man je düngen, so ist es besser, den Boden mit immerwährenden Gutthaten, und Vermischungen zu verbessern, als mit Mist. Will man den Hanfboden mit Dung bereichern, so ist

noch der verfaulte Schweinmist, Taubenkoth, Strassenkoth, Gassenerde, Ruß, Asche, Gerberhaar, Teichschlamm, Sand nach Erforderniß und dergleichen, dienlich, weil sie den Boden wärmen.

Man muß auch dem Hanf zu seinem Wachsthum die nöthige Feuchtigkeit zu erhalten und zu geben suchen, und deswegen das Land wohl zubereiten. Man pflüge das Feld im Herbst wohl um, und egge es fein gleich. Noch besser aber ist umgraben. Der Winterfrost macht die Erde mild, und Regen und Schnee geben ihm Feuchtigkeit, welche Winterkraft und Feuchte man dem Boden beybehält, wenn man ihn, sofern er nämlich vor Winter umgegraben worden, nicht mehr umgräbt oder pflügt, sondern im April den Samen darauf säet, und denselben untereggt. Hat man Gelegenheit dazu, so wässere man das Hanfland währemdem Wachsthum mäßig, wenn es die Witterung erfodert. Es ist gewißlich an einem guten Fortgang nicht zu zweiflen, wenn das Hanfland durch ein Bächlein kann befeuchtet werden. Wo sich aber dieses nicht thun läßt, kann man ein desto feuchteres,

teres, eben, und wohl gebautes Feld wählen; dann je fetter der Grund ist, je dicker, runde Stengel der Hanf bekömmt: weßwegen in den abgelassenen, und ausgetrockneten Fischteichen und Weyhern der erste Hanf mit dickern Stengeln wächst, welche starkes Hanfwerk geben; dahingegen in mittelmäßigen Feldern er etwas kleiner, mit dünnen Stengeln, und dürrer Haut, oder Schelfen zu wachsen pfleget, welches auch besser ist. Ackert oder gräbt man das Land im Frühling um, so lasse man von dem Samen die Winterfeuchte durch Sonne und scharfe Luft nicht rauben, sondern sobald ein Stück vom Hanfland gepflüget oder gegraben, so säe man unverzüglich den Samen mit einfachen, gleichen Würfen regelmäßig ein, und egge ihn, und zwar nicht tief unter. Entstehet auf dem Boden oben eine Rinde, und der Samen geht nicht auf, so fahre man mit der Egge gegen die Abendzeit darüber. Der Same muß, bis er keimet, so viel möglich, besonders bey Anbruch des Tags und gegen Abend, für den Vögeln bewachet werden, als deren geliebtesten Speise er ist, und fast aller Gattungen der kleinen Vögeln.

2. Beschaffenheit des guten Hanfsamen.

Außer der Beschaffenheit des guten Baues, und Bodens ist der Same eine höchst wichtige Sache; denn nicht aller Samen fruchtet, wie er sollte: daher viel daran gelegen ist, daß man den guten Samen von dem zur Saat untauglichen wohl zu unterscheiden wisse. Der Hanfsamen soll vollkommen und öhlicht seyn, ein schönes, aschenfarbiges, helles Aussehen haben. Jener, welcher gelb, oder grün aussiehet, tauget zur Aussaat nicht; denn er ist unzeitig, und unvollkommen. Man hat beobachtet, das der Hanf nach etlichen Jahren auszuarten pflege. Wer also sicher gehen will, um schönen und langen Hanf zu erhalten, der schaffe sich Samen von dem Rhein, oder aus dem Breisgau an; das erste und zweyte Jahr kann man von dem selbst davon erhaltenen Hanfsamen zu der Aussaat brauchen: mehrere Jahre hinaus würde der Hanf immer kürzer werden; deswegen man sich alle drey Jahre zum größten Nutzen mit frischen fremden Samen von dem Rhein versehen wird; den man alle Frühjahre von Unterhändlern, welche ihn weit verführen, gut und versichert haben kann.

3. Zeit und Art der Aussaat und Aernte.

Man säe den Hanfsamen, er sey, woher er wolle, vom Unkrautsamen wohlgereiniget in der Hälfte des Aprils, längstens zu Ende desselben, oder zu Anfang des Mayen. Denn wenn man später säet, so kömmt der Hanf mit seinem Wachsthum in die starke Hitze, welche die Stengel verhärtet, daß sie sich nicht in die Länge ausdehnen, und hoch werden können. Es ist daher eine schädliche Gewohnheit, den Hanf erst in der Pfingstwoche zu säen, die oft vier Woche früher, oder später einfällt. Blos in einem feuchten Frühling, oder Vorsommer kann es unschädlich seyn, welches man aber nicht voraus wissen kann. Die Frühlingskälte, die man in Ober- und Niedersachsen bey der frühen Hanf- und Flachssaat im April nicht fürchtet, darf man in unserer gelindern Gegend noch weniger scheuen.

Wer viel und guten Hanf bekommen will, der sorge viel Femelhanf zu bekommen, und zu säen. Dieß wird geschehen, wenn man lauter, oder doch meistens Femelsamen aussäet. Femelsamen sind unter dem Hanfsamen

men die kleinere, weißlichte, länglicht runde, und nicht so dicke Körner: hingegen die bräunere, runder-gewölbte, größere, dickere, vollkommnere Körner geben den samentragenden Hanf. Doch sind unter jenen kleinern, weissern, länglechtern, auch einige, die samentragenden Hanf geben; und deswegen so beschaffen sind, weil sie nicht ihre vollkommne Reifung erreicht haben. Es läßt sich aber die erste Gattung des Femelsamen leicht von den samentragenden Körnern durch ein Sieb und Schwingen abscheiden. Wer viel und zarten Hanf verlangt, der säe guten, heurigen, neu und frischen Samen: und zwar fein dick; denn dadurch wird geschehen, daß ein Stengel den andern dränget und hindert, daß er nicht so stark und grob werde. Die Scheidung beeder Samenkörner ist auch sehr bequem in Absicht auf das Femeln, wenn man die eine Hälfte des Flachslandes mit Femelsamen, die andere mit samentragenden Samen besäet.

Bey dem Hanf hat man zwey Aernten zu machen. Die erste fällt im August, da man den Femel, oder den nämlichen Hanf ausziehet. Seine Reife zeigt sich, wenn die Blät-

Blätter anfangen zu hängen, und gelb zu werden; die Hälme werden sodenn weiß, und das ist das Zeichen zur Aernte. Aber bey dem Einsameln, und Ausziehen dieses Femels muß man sehr sorgfältig seyn, daß man den weiblichen, oder samentragenden Hanf, der aufrecht stehen bleiben muß, nicht zertrete, zerbreche, oder sonst ihm Schaden thue. Um solches zu verhüten, ist sehr vortheilhaft, wenn man den Femelsamen zwar zu gleicher Zeit, aber besonders, jedoch zunächst neben dem samentragenden Hanf säet.

Um Michaelis, oder zu Ende des Herbstmonats ist die zweyte Aernte, da der samentragende Hanf ausgezogen wird. Einige nehmen zur Zeit des Femelns allen Hanf zumal heraus, und sagen: Was sie am Samen verlieren, das gewinnen sie an weniger Arbeit, und der Menge des guten Hanfs.

Wenn der Hanf ausgerauft, bindet man ihn in Büschlein, läßt ihn aufrecht so lang auf dem Acker, oder andern Ort an der Sonne stehen, bis der Samen gedörrt ist, daß man ihn ausklopfen kann; da muß aber oben der Samen vor den Vögeln mit Stroh verwah-

ret werden: oder man bringt den ausgezogenen Hanf in Büschlein gebunden nach Haus, rüffelt den samentragenden Hanf aus; und streuet ihn sodann zu gelegener Zeit auf einen magern Boden aus, und läßt ihn so lang allda liegen, bis er durch Thau oder Regen genug geröstet ist. Andere legen den Hanf in das Wasser, und lassen ihn so lang darinn liegen, bis beym Auswaschen die Blätter frey abgehen, und die Rinde so locker wird, daß sie sich gern vom Kern und Mark abscheelet. Fliessendes Wasser ist zum Rösten das beßte: allein es ist selten erlaubt, weil das Wasser entzündet, die Fische getödtet, und alles verdorben wird, wozu man es gebraucht. Nach dem Auswaschen wird der Hanf gegen eine Mauer oder sonst der Mittagssonne ausgestellt, und durch und durch getrocknet, sodann zu gelegener Zeit gebrochen, gepfämet, geschwungen, gehechelt, und endlich gesponnen.

Bey dem Hanfbau kann man sicherer auf den Nutzen rechnen, als bey dem Flachs. Der Hanf schafft in das Haus ein weit stärkeres, besseres und gesunderes Tuch als der Flachs. Man verfertigt daraus von allen Gattungen

Stricke und Seiler. Er ist nicht so vielen Gefahren des Verderbens unterworfen: er kömmt alle Jahre ehender fort: anhaltende Tröckne, oder allzu viele Nässe bringen diesem nicht sobald Schaden wie jenem. Ein Viertel Feld kann von dem Femel feinen Hanf fünf und zwanzig Pfund ohne den Samen geben. Gewißlich der Ertrag eines Hanfackers, wenn dieser recht geräth, ist sehr groß. Nichts reiniget ein Stück Land so gut vom Unkraut, als eine Saat vom Hanf.

Wo man aber von dem Hanf ein zartes Gespinnst verlangt, da ist eine in den Hanfländern ganz gewöhnliche Pläumühle sehr nothwendig. Durch diese wird der Hanf geschwind und so zart gerieben, daß man das gehechelte Hanfwerk zu Reistentuch fast so zart als Flachswerk spinnen kann. Eine solche Pläumühle ist von geringem Kosten, aber gewiß großem Nutzen. Am Rhein steckt man von dem beßten Hanfsamen alle drey bis vier Schritte um die Krautländer zwey bis drey Körner in ein Loch. Dieses dienet zur Abhaltung der Erdflöhe und Würmer, zur Erziehung viel und guten Hanf für Seiler und Schuster.

§. 14.

§. 14.
Von dem Flachsbaue.

1. Nutzen und Eigenschaft des Leinsamen.

Der Flachs ist nicht nur ein so einträgliches Product als irgend eines, wann es einschlägt, und geräth; sondern auch für den Landmann nöthig und unentbehrlich. Denn die Leinwand ist für eine Haushaltung, sie seye so gering als sie wolle, ein wichtiger Artikel, und wo dieselbe nicht immer mit neuem Vorrath vermehret wird, entstehet Armuth in der Haushaltung. Sollte der Bauersmann sein Tuch und Leinwand kaufen müssen, so würde es schlecht aussehen. Es kostet viel Geld, und ein Landmann muß alle Geldausgaben für Sachen, die er selbst ziehen und bereiten kann, vermeiden. Ueberdas kann er aus dem Flachs, Gespinnst, und Leinwand ein schönes Stück Geld lösen, zumal, da ihm die Zubereitung keine Auslage, sondern nichts als etwas Arbeit kostet, so die Hausfrau eigentlich zu verrichten hat.

Daß aber der Flachsbau an den meisten Orten unserer Gegenden so schlecht geräth, ist ganz

ganz sicher die Hauptursache, weil das Feld immer mit einerley, und eben demselben ausgearteten, unzeitigen und unvollkommenen Leinsamen bestellet, und keiner von solchen Ländern herbeygeschaft wird, wo er von ächter Güte und Vollkommenheit wächst. Wem ist die schöne schlesische Leinwand, und der vortreffliche Flachsbau in Schlesien unbekannt? und ungeachtet ihres guten Bodens zum Flachsbau, wozu sie wohl den sechsten Theil ihres guten Boden anwenden, lassen die dasige Landleute allen ihren Leinsamen jährlich aus Riga kommen, und säen lauter liefländischen Lein. Die Würtenberger, die meistens einen reichen Boden haben, bedienen sich doch des Rheinleins, weil in vielen Gegenden des Rheins ein recht schöner Flachs gezogen wird.

Der Leinsamen soll groß, dicklecht, hellbraun und ölicht seyn, welches man wahrnehmen kann, wenn man ihn auf ein glühendes Eisen leget, oder sonst zerquetschet. Hat er diese gute Beschaffenheit, so wird er auch schwer seyn, und werden die in ein Wasser geworfene Körner gleich zu Boden sinken. Jener, welcher gelb oder grün aussiehet, tauget

zur Aussaat nicht; denn er ist unzeitig und unvollkommen.

Es hat zwar die Flachspflanze eine kleine Wurzel, jedoch verlangt sie viel Nahrung. Der Flachs muß auch das beßte Land haben, so man ihm geben kann, ob er schon allenthalben wächst, allein mit großem Unterschied. In der Wahl des Landes ist ein fetter Leimengrund das allerbeßte für den Flachs; sodenn wird er in einem leichten, tiefen und mürben Boden sehr gut einschlagen, und je näher er der Gartenerde kömmt, desto besser ist es. Ein umgepflügter wohlbereiteter Wiesengrund, oder Kleeacker giebt die erwünschte Gelegenheit, einen schönen Flachs zu ziehen. Die Natur und Eigenschaft des Flachses erfodert einen fetten und feuchten Grund, dergestalt, daß man ihn bey dürrer Zeit, wo was Rechtes wachsen soll, und es immer möglich ist, wässern muß: immaßen derselbige weit fürtrefflicher, als der bey heißer Zeit verschmachtete, seyn wird. Insonderheit aber geräth er gern auf Neubrüchen, und neu umgerissenen Wiesen: wie nicht weniger auf solchen Feldern, wo das Jahr zuvor Hanf gestanden ist: denn der Hanf mit seiner Stärke

und Kraft vertreibt nicht allein alles Unkraut, sondern macht auch mit seinen vielen Wurzeln das Feld ganz geschlacht und mürbe, welches bey dem Lein oder Flachs das fürnehmste ist: und ein solches Feld hat nachgehends keiner besondern Dungung vonnöthen; wofern es im vorigen Jahr rechtschaffen gedungen worden. Doch wollen einige wohl bemerkt haben, daß kein Gewächs weniger gut thue, auf einem Acker in mehrern auf einander folgenden Jahren gepflanzt zu werden, als der Flachs.

Im übrigen muß der Acker zum Lein und Flachs wohl zugerichtet, und vor allen Dingen wohl gedungt werden. Der Boden soll aber nicht zu fett seyn, sonst fällt der Flachs. Zum dungen des Flachslandes nehme man ja keinen frischen, unreifen, groben und rohen, sondern einen alten, wohlverwesenen, und fast der Erde gleichen Dung, damit der Lein nicht ausbrenne: weswegen in dürren Jahren der Gassenkoth für die beßte Düngung gehalten wird. Alter Schweinmist ist sehr gut. Wann es seyn kann, soll der Dung noch vor Winters, und also zu Ende des Herbstes, flach, und nur ein Zoll tief untergeackert, auch der Acker

sonst wohl bearbeitet werden; allermaßen man den Flachsacker bisweilen wohl zum viertenmal, fürnämlich wenn Schrollen vorhanden, theils im Winter, theils auch im Frühling zu ackern pfleget, bis er ganz geschlacht und mürbe wird. Wobey aber dieses wohl in Acht zu nehmen, daß man das erstemal tief, das anderemal weniger, und das drittemal gar seicht nur, ein oder anderthalb Zoll tief, und nur schmale Furchen pflügen solle: damit, wenn der Flachs sich mit der Wurzel nicht tief einsenken kann, er den Stengel desto höher treibe.

2. Zeit und Art des Säens.

Wenn der Acker zum Flachsbau wohl zubereitet worden, alsdann muß der Hausvater das Säen fürnehmen. Wobey er erstlich auf den Samen sehen, und hernach die rechte Zeit und Art des Säens beobachten solle. Der Samen muß gut, zeitig, und vom Dotter und Unkrautssamen sauber gereiniget seyn. Vom alten Samen nimmt man den vierten Theil mehrer, als vom neuen. Es geht auch der alte Samen eher als der jüngere auf: z. B. jener in neun, dieser in zwölf bis vierzehn Tagen. Die Zeit betreffend, ist

selbe

selbe unterschiedlich. Den Fruhlein säen einige mit Anfang des Aprils, andere in Mitte des Mayen. Im Würtembergischen an vielen Orten, wo der Flachs insgemein vorzüglich geräth, wird der Lein zu einer Zeit mit dem Haber gesäet. Man säe nur bey heiterem, schönen Himmel, und warmer stiller Luft, und zwar zur Vormittagszeit, und in der Fruhe: denn man will behaupten, daß, der Vormittags gesäete Lein, auch Vormittags blühe, und sich zeitig gegen Abend schließe, und also vom Frost weniger Schaden leide, als der Nachmittag gesäete: ja der Nachmittag gesäete solle allezeit blühen; welches er auch thun soll, wenn er im Neumond gesäet wird, da er überdieß noch nur kleine Bollen oder Knotten bringt. Es ist sehr gut, wenn er nach einem Regen, da es nämlich wieder ausheitern will, gesäet wird, auf daß er gleich aufgehen könne: massen sonst ein Platzregen dem Samen großen Nachtheil bringt, weil der in die Erde zusammengeschlagene Samen nicht aufgehen kann. Man streuet auch gern Hüner- und Taubenkoth nach der Saat auf den Acker, wovon der Lein und Hanf überaus schön aufgehet, besonders wenn bald ein warmer Regen darauf

 fällt.

fällt. Ist bey der Saat die Witterung ober dem Boden feucht, so egge man erst, wenn die Erde abgetrocknet ist. Die Art des Säens belangend, so ist zu wissen, daß der Samen in einem saubern Sack auf das Feld gebracht, und aus einem reinen Tuch gesäet werden solle, denn wenn eins oder das andere melbicht ist, so soll gern Flachsseiden wachsen, welches das verderblichste Unkraut ist. Man säe den Lein, wenn es mehr um den Flachs als Lein zu thun ist dick. Wenn man nachsiehet und findet, das der Samen bald aufgehen will, so läßt man ohne Bedenken, gegen die Abendzeit, die leichte Egge über den Acker gehen. Dieß wehret dem Unkraut, und befördert das Aufgehen und Wachsthum des Samens. Dieß leichte Eggen ist besonders nöthig und nützlich, wenn aufs Säen Regengüsse, scharfe mit dünnen Regen vermischte Winde kommen, oder die Luft zum erstarren kalt ist. Man muß aber in trockenen Stunden eggen. Ist der Flachs eines halben Fingers hoch, so jätet man ihn aus in trockenen Stunden; ist er reichlich sechs Zoll hoch gewachsen, so jätet man sorgfältig das Unkraut aus, und zwar nachdem der Boden

durch

durch den Regen befeuchtet worden, mit der Wurzel.

Der Flachs ist nicht immer in zwölf oder dreyzehn Wochen nach der Aussaat reif, sondern wann Samen und Stengel eine gelblicher Farbe annehmen, alsdann rauft man ihn aus; wenn er aber gefallen oder sich gelagert, erwartet man diese Zeit nicht, weil er sonst zu leicht trocknet und faulet. In diesem Falle ist der Flachs nicht gut, der Same taugt auch nicht zum Säen. Die Länge eines gut ausgewachsenen Flachses ist drey bis vier Schuh. Damit aber der Wind und Regen den auf dem Acker stehenden Flachs nicht niederschlage, und also ihn an seinem Wachsthum nicht hindere, so setzt man kleine gabelförmige Hölzlein, welche die halbe Flachsstengel Länge haben, in gemeßner Weite auseinander, und legt dünne Bohnenstecken quer über, so daß immer von einer Querstange zur andern ein guter Schritt Abstand bleibet. Manche geben Acht, was für eine Richtung der Flachs nach dem ersten Wind bekommt, und nach welcher Himmelsgegend die Spitzen sich neigen, und darnach stecken sie die Stangen ihm entgegen. Ist der Flachs reif, so zieht man ihn aus,

bindet ihn in Strohseiler, bringt ihn heim, riffelt ihn ab, und röstet ihn ab.

Das Rösten geschieht auf zweyerley Art. Einige rösten den Flachs in der freyen Luft, breiten ihn auf magern Wiesen, oder auf Aeckern dünne auseinander; lassen ihn acht und mehrere Wochen, ja so lang liegen, bis er durch Luft, Sonne, Thau und Regen mürbe gemacht ist, so, daß sich die Rinde durch das Brechen gehörig absöndert. Den Flachs auf Wasen rösten erfordert eine besondere Geschicklichkeit, auf daß er weder zu viel, noch zu wenig röste: denn hat der größte Flachs zu viel, so geht ein gutes Stück in das Abwerk. Hat er zu wenig, so wird er hart und grob, und tauget nicht wohl zum Spinnen. Nachdem der Flachs oder Hanf gebreitet und auf einer Seiten rösch und weich geworden, soll man ihn umwenden, und ferner noch zwo Wochen liegen lassen, damit er auf beeden Seiten gleich röste und weich werde.

Andere aber und die meisten rösten den Flachs im Wasser, lassen ihn sieben, acht und mehrere Tage darinn liegen; probiren ihn aber in dieser Zeit einigemal, ob die Rinde leicht abge-

abgehe, damit er nicht zu lang und zu seinem Schaden im Wasser liegen bleibe. Reines klares stehendes und fließendes Wasser taugen hiezu sehr wohl, zumal wenn es noch von der Sonne erwärmt ist. Diesen Vortheil hat man nicht beym spätern Flachs oder Hanf, der erst im Herbst ausgezogen wird. Der zu röstende Flachs und Hanf muß ganz unter Wasser liegen, und daher mit Brettern, oder Leitern, oder Stangen bedeckt werden, worauf man Stein oder schweres Holz liegt. Die Decke von Erde, Schlamm, macht ihn unrein und schwarz. Meistens röstet man ihn in sieben bis acht Tagen; am beßten aber ists, ihn nach drey bis vier Tagen probiren: nämlich einen Stengel entzwey zu brechen: stößt sich die Schelfe, der Kern oder Mark durch den Bast oder Rinde, so ist die Rinde von dem innerm Marke los, und der Flachs genug geröstet. Wärme des Wassers und der Witterung bestimmen die Zeit.

Nach dem Rösten wäscht man ihn rein aus, und setzt ihn auf: man löset nämlich die Büschlein auf, und stellt mit dem untersten Ende sie auf die Erde in freyer Luft, daß sie

unten breit, und oben spitzig zugehen, daß die Luft durchstreichen, sie aber doch nicht umwerfen kann. So bleibt er ohne Gefahr vierzehn Tage, wird alsdann auf die Erde gelegt, und erhält so eine Art von Bleiche, die ihm mehr Schmeidigkeit giebt. Nach Beschaffenheit der Witterung bleibt er zehn bis zwölf Tag liegen; und wird endlich zur fernerer Bearbeitung, zum brechen, pflügen, schneiden, hecheln und spinnen aufgehoben, welche Arbeiten nach Landsgebrauch verrichtet werden.

Der Unterschied zwischen diesem Rösten in der freyen Luft, und im Wasser ist nicht beträchtlich. Doch hat man bemerkt, daß der Flachs, der in der freyen Luft geröstet ist, zärter wird, als jener der im Wasser geröstet werde, wenn er anders seine gehörige Witterung oder hinlänglichen Regen bekommen hat; in Ermanglung dessen aber wird der Wasserflachs besser.

Der **Flachsdotter** giebt bekanntlich keinen tauglichen Flachs, oder vielmehr gar keinen, denn er bricht entzwey. Zum Oel ist der Same zwar ganz gut und vorzüglicher als der Leinsamen. Inzwischen muß er aus dem

Säe-

Säesamen sorgfältig ausgesiebet werden. Die abgeriffelte Bollen oder Knotten werden bey nächst warmen Sonnenschein auf einem mit saubern Tüchern bedeckten Stroh aufgebreitet, öfters mit einem hölzernen Rechen durchrechet, bis sie von der Hitze aufspringen, der Same abgesondert, und durchsiebet wird.

3. Art und Weise recht guten Leinsamen zu ziehen, und mehrere Jahre gut und frisch zu erhalten, ist folgende.

Wenn der Samen gereiniget und gesiebet, säubert man auch die Bollen von allem Unrath, sodann legt man bey Sonnenschein den gesäuberten Samen und Bollen mit einander auf Tüchern, vermischt sie, wenn sie ganz trocken sind, untereinander, thuts zusammen in großen Fässern auf die Bühne, deckts wider das Unziefer mit Deckeln, die Löcher haben, zu, und hälts so zum Gebrauch auf. Zur Zeit der Aussaat läßt man den Samen von den Bollen aussieben, und absöndern, und säet den Samen. Fehlt noch Samen, so drescht man die Bollen aus, wo man gewißlich noch Samen finden wird. Ist aber reiner Samen noch übrig, den man zur Aussaat nicht nöthig

 hat,

hat, so vermengt man ihn wieder mit den reinen Bollen, oder, welches noch besser, mit fein gesiebter Asche, dergleichen man auch ein wenig oben auf die vermischte Bollen und Samen siebet. Auf solche Art bleibt der Samen in einigen Jahren gut und kräftig; man muß ihn aber in jedem Sommer einmal in die Sonne legen, erfrischen und vom Staub reinigen; so bekömmt man selbst bessern Samen, als der fremde, so meistens unrein ist, der viele Jahre Dienste thut. Besonders wenn gute Freunde zuweilen ihren Samen miteinander vertauschen. Denn nach sicherer und vielfältiger Erfahrung ist die Abwechslung der Samen bey allen Früchten, sonderbar bey Lein und Hanf, von großer Wichtigkeit. Man soll also öfters, oder wenigstens alle drey Jahre von einem etwa zwey Meilen entfernten Erdreich nehmen, oder vertauschen, und denselben auf jetzt besagte Weise aufbehalten.

Wenn man frühen Flachs ziehet, denselben frühzeitiger als sonst auszieht, und hernach in selben Acker Rüben bauet, so hat man den Flachs umsonst.

§. 15.

Vom Erdäpfel- und Grundbirnbaue.

Eine der einträglichsten und nöthigsten Früchten für den Landmann sind die Erdäpfel, und Grundbirnen. Zu diesem Gewächse aber soll der Boden nicht zu fett, und nicht zu fest und schwer, aber auch nicht zu mager und zu leicht seyn. Der bloße Sand giebt mäßige Früchten; schwarze sandige Erde ist die allerbeßte zu den Erdäpfeln; schwere, wenn einige Sandtheile darunter und leichte, wenn gleich das meiste sandigt ist, taugen auch noch zu diesem Gewächse. Man wähle also ein wohlgedungtes lockeres sandigtes Erdreich. Hat man kein solches, so kann man die Erde mit Sand locker machen. Umgebrochne Grasplätze geben reiche Aernte, und dürfen keinen Bau haben, sondern man macht sogleich nach dem Umbruch die Stuffen. Sonst aber je mürber und lockerer man vor dem Säen, oder Stecken die Erde macht, desto besser ist es. Eine ganz gute Erde hat nicht nöhig gedungt zu werden; schlechte und magere dungt man vorher, aber vor Winter, breitet den Dung aus, und pflügt ihn, sobald

man kann, und die Erde trocken ist, flach mit schmalen Furchen ein. Einen großen, und sehr schädlichen Fehler begeht man, wenn man kurz vor der Pflanzung düngt, oder gar kurzen Mist an die Pflanzen legt, und alsdann die Erde daran häuft: denn durch dieses bleibt die Frucht klein, und was noch wächst, ist eben so sehr von Würmern, als vom Roste angefressen. Sonst pflügt man dreymal: das erstemal fruhzeitig im Herbst vor Winter, denn wenn zuvor der Acker gedungt ist, so wächset die Furche schon vor dem Winter mit Gras durch, und ist meistens mürbe. Man läßt den Acker unbeeggt den Winter hindurch, und so macht der Frost den Boden völlig mürbe. Im Frühling ackert man das zweyte = und drittemal, fünf, sechs bis sieben Zoll tief, aber schmal: denn je tiefer, je besser, damit sich die Wurzeln an den Erdäpfelstauden tief und weit ausbreiten, und desto mehr Früchten bringen können, wenn nämlich die untere Erde so weit und tief gut ist. Itzt im Frühlinge egget man nach dem Pflügen, und macht den Acker gleich und eben.

Es giebt verschiedene Gattungen der Erdäpfel nnd Grundbirnen. Die sogenannte wälsche,

sche, oder, wie einige sagen wilde Erdäpfel, welche nunmehr in unserm Schwabenlande fast aller Orten gepflanzet werden, sind den gemeinen weit vorzuziehen. Sie werden in einem angemessenen Erdreiche um ein merkliches größer; geben ein weit häufigere Aernte, und leiden von Frost und Trockne bey weitem nicht sobald Schaden. Auch sind sie dem Rind- Schwein- und Federviehe viel nahrhafter, als die gemeinen, rothen, oder fleischfärbigen. Diese Gattung ist also dem gemeinen Landmann vorzüglich zu empfehlen.

Man pflanzt die Erdäpfel vom April bis in den May, gemeiniglich um Marcustag herum; aber nie, wenn das Wetter naß, oder rauh, oder Gefrörniß zu befürchten. Sobald das Land das leztemal umgeackert, oder umgegraben, legt man sogleich die Erdäpfel, ehe die Frühlingswinde die Feuchte aus dem geöffneten Erdreiche wegführen. Man hauet reihenweis in gerader Linie Stuffen oder Löcher etwa vier oder fünf Zoll tief, und ungefähr zwey Schuhe von einander entfernet, und legt in jedes Loch oder Stuffe einen großen oder zwey, höchstens drey mittelmäßige, ganze, gesun-

sunde Erdäpfel; und decket die Gruben sogleich mit mürber, feiner Erde wohl zu, daß die innere Erde nicht austrocknet, sondern frisch und kühl bleibt. Es giebt Leute, welche nur die kleinsten und schlechtesten Erdäpfel zur Aussaat wählen, und drey oder vier derselben in ein Loch legen: Allein dieß ist sicher ein grober, und höchst schädlicher Fehler: denn ein großer, oder zwey mittelmäßige Erdäpfel geben nach vielfältiger Erfahrung eine weit reichere Aernte als drey, vier, fünf, der kleinsten Erdäpfel. Der große gesteckte Erdapfel ist für den Keim Dung, und die erste Nahrung. Der zarte Keim kann noch keinen andern Saft, als den von seiner Mutter einsaugen; daher ist dieser Mutterapfel dem Keim eben das, was dem Säugling die Muttermilch ist. Ein kleiner, schlechter Erdapfel, oder ein ausgestochenes Keimaug, kann nun dem nachwachsenden Keime die nöthige Nahrung nicht gewähren, die ein größerer reifer Erdapfel geben kann.

Gehen die Erdäpfel etwas lange nicht auf, wird die Erde oben hart, oder vom Unkraut verwachsen, so hackt man die Erde etwas auf, und das Unkraut hinweg. Sind die Erdäpfel einen halben oder ganzen Finger hoch aufgewach-

wachsen, so behackt man die Erde zwischen den Stöcken an einem trockenen Tage, damit das Unkraut vertilgt, und der Boden locker werde. Sind sie über einen Schuh hoch aufgewachsen, so häufet man die Erde an die Stöcke hin; jedoch macht man den Erdhaufen nicht spitzig oben, sondern ründlich mit einer kleinen Vertiefung oder Holung in der Mitte, auf daß Regen und Thau sich neben dem Stammen hineinsenken, und die Wurzel stärken können. Man häufelt die Erde an die Krautstengel so hoch, daß das Kraut an den Stengeln kaum einer Zwerchhand hoch aus dem runden Haufen heraussieht. Die Erfahrung lehret, daß die Frucht um so größer werde, je mehr sie mit Erde bedecket, oder je mehr sie angehäufelt worden. Die Stengel bey dem Häufeln sollen so genau zusammen gehalten werden, daß sie sich nicht mehr weit von einander begeben können. Ein jeder Haufen soll wenigstens im Durchschnitt zwey Schuhe und darüber haben. Diese Haufen werden darum so breit gemacht, damit sich die Wurzeln darinnen bequemer ausbreiten, und die Erdäpfel gut ansetzen können. Die erhöhte Seitenerde wird ein wenig beklopft oder zusammen geschlagen.

Die

Die Erdäpfel können auch bis Galli, oder so lang im Boden bleiben, als keine harte Gefrörniß kömmt. Bey Aushebung der Erdäpfel soll Tag und Erde trocken seyn. Man sortiert oder sondert gleich beym Herausnehmen in mehrere Körbe die großen, mittlern, und kleinsten von einander. Mit den kleinern füttert man das Viehe, Schweine, und Geflügel: die größern behält man, macht Mehl, Stärke, Brod u. d. g. daraus, speiset Menschen und auch Vieh davon: die mittlern hebt man zum Ausstecken auf.

Das Erdäpfelkraut muß nicht abgeschnitten werden, ehe und bevor die Stengel ganz verblühet haben, oder bis es gelblicht wird, und verderben will: denn früher würde es dem Wachsthum der Erdäpfel sehr nachtheilig seyn; da doch durch das Abschneiden des Krauts, wenn es zur rechter Zeit geschieht, diese Früchten desto größer und vollkommner werden. Man schneidet das Kraut kaum ab, ehe die Fröste es verderben würden, oder kaum vor dem Ausnehmen; widrigenfalls leiden die Erdäpfel großen Schaden.

Man verwahret die Erdäpfel in Gewölbern, wo ihnen die Kälte und Frost, oder Gefrörniß nicht beykommen kann, als welche sie nicht vertragen können, sondern davon völlig verdorben werden, und zwar so, daß sie weder von Menschen, noch Viehe genossen werden mögen; indem sie einen sehr stinkenden Geruch, und Geschmack von der Gfrörung bekommen. An einem feuchten Ort, zumal, wann viele auf einander liegen, werden sie auch gern und bald faul. Dahero sind die trockenen Gewölber und Kammern die beßten Oerter solche aufzuheben. In diesen decket man selbe mit trockenem Sande zu, und da können sie sich den ganzen Winter hindurch, und bis ins Frühjahr gut erhalten. In dem Monat April fangen sie an unter dem Sande zu keimen, und auszuschlagen, welches ihnen ihren Geschmack sehr verderbt, und zum Essen unbrauchbar macht; daher muß ein jeder mit seinem überflüßigen Vorrath, ehe es zu dieser Zeit kömmt, wegtrachten, wenn er anders an seinem Nutzen und Gewinn keinen Nachtheil leiden will.

§. 16.

Vom nützlichen Gebrauche des Gypses.

Die Wirkungen des Gypses sind so groß, daß sie demjenigen unglaublich vorkommen, der sie nie gesehen, und erfahren hat. Nach genauen Beobachtungen, und vielfältigen Erfahrungen bringen Gyps und rother Klee denen Feldern die größte Fruchtbarkeit; denn sie machen die Erde sehr locker, und die Lockerheit trägt zur künftigen Fruchtbarkeit des Ackers sehr vieles, ja das meiste bey. Wo also mast- und dickstehender gegypßter Klee auf einem Acker gewesen, da hat man die beßte Hofnung zur künftigen fruchtbaren Winterärnte. Ist also grundfalsch, daß der Klee, wenn er gegypßt, die Aecker ausziehe, und unfruchtbar mache. Dieß ist freylich gewiß, und sicher, daß der Klee ohne Gyps in unserm Schwabenlande nicht sonderlich gedeihe: denn ohne Gyps bleibt der Klee mager, stocket sich nicht um, bedeckt daher den Boden nicht genug: und dieses macht, daß das Unkraut die Oberhand gewinne, mit dem Klee aufwachse, diesen

sen endlich gar abtreibe, und auf solche Weise den Kleeacker zum künftigen guten Fruchtbau schwach, kraft- und saftlos mache. Demnach läßt sich ohne Gebrauche des Gypses der rothe Kleebau platterdings in unserm Schwabenlande mit vollkommnem Nutzen nicht einführen; wenigst nicht ohne großen Nachtheil der Sommer- und Winterfrüchte. Dunge man auch seinen Kleeacker mit dem beßten Mist noch so sehr, so wird der Klee doch nie jene Höhe, jene Fette erlangen, die ihm der nur mäßige Gypsauswurf verschafft. Es fällt auch das Thau auf gegypßte Kleeäcker und Wiesen weit stärker, als auf andere nicht gegypßte, und bleibt länger da liegen. Aus welchem leicht abzunehmen, wie der Gyps zum Wachsthum der Pflanze beytragen könne. Gyps ist also der beßte Dung für den Klee, und das allerbeßte Beförderungsmittel seines Wachsthums. Demnach wird der Kleebau am beßten, und schnellesten in Aufnahme gebracht, wenn man sich des Gypses bedienet.

Was für Nutzen und Vortheile der mittelst des Gypses zustandegebrachte Kleebau bringe, läßt sich aus folgendem klar ersehen.

Alle oeconomische Haushaltungsschriftsteller sind darinn einstimmig, daß die Hauptabsicht der Brache sey, den Acker vom Unkraut rein zu erhalten, und selbigen durch mehrmaliges umackern locker, und zur Einsaugung der befeuchtenden Theile aus der Luft geschickt zu machen. Desgleichen sind die Hauptwirkungen des Viehdunges diese, daß derselbe durch seine fäulende Gährung die Erde bricht, locker und mürbe macht, damit die Luftsäure desto ehender und tiefer eindringen könne. Nun aber durch den obbesagtermaßen eingerichteten Ackerbau erreicht man diese sämmtlichen Absichten. Das Unkraut wird erstickt, und abgetrieben; die Erde aufgelockert, und die zurückbleibende Wurzel, und abfallende Blätter, oder besser der Spannen hoch hinunter geackerte Klee sind der allerbeßte Dunger, mit welchem man den Viehdung ersparen kann. Und wenn man die Kleeäcker sowohl im Herbst als Frühjahre mit allem Viehfraze schonet, wird man allzeit fruchtbare und reiche Winterärnte haben.

Aber nicht nur den Kleefeldern, sondern auch anderen Früchten, Wiesen, Kräutern bringt der ausgestreute Gyps sehr großes

Wachs-

Wachsthum und Fruchtbarkeit. Wicken auf trockenem Boden mit Gyps bestreuet, wachsen über die Maßen frech und fett; ohne Gyps bleiben sie insgemein mager und kurz.

Gyps mit Asche vermischt um Kraut und Gartengewächs herumgestreuet, oder bey dem ersten Häuflen zu jedem Stocke eine Handvoll Gyps gethan, treibet zum Verwundern; weil er nebst seiner Schwefelsäure die Eigenschaft hat, die Feuchtigkeit der Erde, besonders den Thau an sich zu ziehen, und länger zu behalten. Er giebt Fettigkeit, und hält Würmer und Erdflöhe ab.

Bey Flachs und Hanf muß der Gyps mäßig gesäet werden, sonst treibt er zu stark, und der geile Wuchs verhindert die Fruchtbarkeit, und das Zähewerden der Fasern.

Der Gyps thut trefliche Dienste auf Leimen- Sand- und überhaupt leichten, ja auch schweren Böden, wenn sie nicht zu feuchte sind; wie auch auf hohen, trockenen Wiesen, ja magersten Hügeln, und elendesten Böden; doch freylich vor allen Pflanzen bringt er den Klee auf den höchsten Grad des Wachsthumes.

Hingegen auf sumpfigen Wiesen, kalten, und nassen, schweren Feldern macht er keine, oder sehr geringe Wirkung. Eben so schlägt der Gyps bey lang anhaltendem Regenwetter, wie auch bey lang dauernder Tröckne, wenn kein, oder selten ein Thau fällt, nicht viel an.

Sonst aber zeigt der Gyps seine Kraft noch im zweyten Jahre; und soll eben darum die Wirkung auf den Wiesen größer seyn, wenn man alle andere Jahre mit Dung und Gyps abwechselt. Ja man hat erfahren, daß, wo der Gyps auf den Wiesen mehrere Jahre nach einander unabgewechselt gebraucht worden, die Erde gar zu locker geworden, und der Wasen sich gleichsam abgeschält hat.

Auf Kleeäcker und Wiesen wird im Frühjahre der Gyps gestreuet, sobald der Schnee abgeht, und die ersten schönen Frühlingstäge einfallen, so gemeiniglich im Märzmonat geschieht.

Wenn man den Kleeacker gleich bey dem Kleesäen mit Gyps überstreuet, im Winter- oder Christmonat strohigten Mist darauf ausbreitet, und im Frühling, nachdem der Schnee vergangen, wieder, wie oben

gesagt,

gesagt, mit Gypse bestreuet, so erzeugen so mit einander verbundene Dunger ganz außerordentliche Kleearten; und man kann den Klee öfters als sonst abmähen. Man lasse aber weder im Herbst noch im Frühjahre keine Schafe auf dem Acker weyden.

Es ist nachtheilig, wie doch mehrere Landwirthe gewohnt sind, den Gyps nicht auf einmal, sondern die eine Hälfte im Frühjahr, und die andere Hälfte nach dem Klee: oder Grasabmähen, ausstreuen.

Eben so ist es auch ganz ungegründet, wie viele landwirthschaftliche Schriftsteller behaupten, daß der Gyps bey nasser Witterung müße ausgestreuet werden. Im Gegentheile haben die vielfältigen Erfahrungen belehret, daß der Gyps am beßten, und schnellesten anschlage, wenn er bey schönem Wetter ausgestreuet wird, und erst acht bis vierzehn Tage hernach Regen darauf folget.

Auf ein Jauchert Kleeackers Nürnberger Maaß, damit der künftige Winterbau nicht Schaden leide, sondern fruchtbarer fortkomme, sind zwölf Viertel Gyps das rechte Maaß. Sonderbar ist dieses, daß, wenn man dieses

Maaß doppelt, oder dreyfach nimmt, sich deßwegen bey dem Klee kein stärkerer Trieb, oder Wirkung zeige. Aber desto größer ist der Schaden sowohl bey dem Klee, als auch hernach bey der Winterfrucht, wenn man an besagtem Maaß abbricht.

Je zärter der Gyps gemahlen, oder gestoßen ist, desto besser schlägt er an. Niemal aber soll der gebrannte, sondern nur der ungebrannte zu Staub gemachte Gypsstein als Dünger gebraucht werden.

Wider ansteckende Seuche soll der Gyps aufs Futter gestreut, eben wegen seiner Schwefelsäure sehr gut, und durchaus dem Viehe unschädlich seyn.

§. 17.

Vortheilhafter Erbsenbau.

Den Erbsen, auch wenn sie schon aufgegangen, schadet kein Frost. Man säe sie also so früh man kann; alsdann schaden ihnen die gefährliche Mehlthaue im Brach- und Heumonat nicht viel, weil sie schon um diese Zeit verblühet und verkörnt haben.

Man soll also die Erbsen frühzeitig im März, und zwar im abnehmenden Mond drey oder vier Tage vor Neumond, in ein warmes fettes Erdreich bey trockenem Wetter, nachdem die Erbsen vorher eine Nacht im faulen Mistlachenwasser eingeweicht worden, säen, aber erst Nachmittag soll man dazu ackern, und gleich auf das Ackern die Erbsen säen, und ungeegt über Nacht liegen lassen: Morgens aber in aller Frühe, da der Thau noch darauf liegt, untereggen. Wenn nachhero die Erbsen wie auch Wicken und Bohnen zwölf Zoll hoch sind, so werden auf ein Jauchert ohngefähr zwölf Viertel Gyps gestreut; man kann auch halb Gyps, und halb Aschen vermischt nehmen. Dieß giebt gewiß eine reichliche Erbsenärnte. So kann man auch mit Wicken und Bohnen verfahren. Bohnen thut man aber besser einackern als eineggen. Erbsen treiben ihre Hauptwurzel in gerader Linie fast eine halbe Elle in die Tiefe. Man ackere also dazu etwas tiefer als gewöhnlich.

§. 18.
Sichere Art, Gänse und Kapaunen zu mästen.

Man wickle eine Gans in leinenes Tuch ein und lasse ihr blos den Hals und Kopf frey; hänge aber hernach dieselbe an einen finstern Ort auf, und verstopfe ihr die Ohren mit Wachs, daß sie also weder etwas sehen, noch hören könne, und so ihr alle Gelegenheit benommen sey, zu schreyen und sich zu bewegen.

In diesem Zustande füttert man sie täglich dreymal auf folgende Art: man nimmt Gerstenschrot, oder verrissenen Gersten, sammt dem dritten oder vierten Theil Kernengrisch darunter; macht dieses mit Wasser zu einem Taig, und aus diesem Taig macht man Nudeln, oder Kügelein, mit diesen Kügelein, oder Nudeln stopfet man die Gans des Tags dreymal. Beynebst lasse man beständig ein mit Wasser und Sand angefülltes Geschirr neben ihr stehen, daß sie nach Belieben daraus saufen könne. Nach jedem Füttern aber schüttet man ihr etwas von diesem Wasser ein.

In

In drey Wochen wird sie fett, und ihre Leber sehr gewichtig seyn. Man erfährt ihr Fettwerden, wenn der Schnabel weiß wird, nnd sich unter den Flügeln Polster von Fette anlegen.

Kapaunen zu måsten, macht man eben wie itzt gesagt, einen Taig und Nudeln, oder Kügelein, und schoppt ebenfalls denselben des Tags zwey- oder dreymal. Auf jedes Futter aber giebt man ihnen etwas reines Wasser zu triuken. Doch muß man sehen, daß ehe man sie wieder schoppet, sie zuvor wohl abgedauet haben; welches an dem Kropf derselben leicht abzunehmen: und so sie noch nicht verdauet, muß man mit dem Schoppen inne halten.

§. 19.

§. 19.

Vortrefliches Mittel, junge Bäume sicher fortzubringen, sowohl gegen das Ungeziefer, als andere Schäden, wie auch selbe fruchtbar zu machen.

Dieses allgemeine Mittel gegen die Ameisen, Baumläuse, Würmlein und andere den Bäumen höchst schädliche und ganz verderbliche Insekten, wie auch gegen alle Wunden, Schäden, Ritze, u. s. w. der Bäume, bestehet in dem alleinigen Gebrauche des Theers, oder aus fichtenharz gemachten Wagenschmier: nämlich Theer ist ein klares harziges Oel, welches aus alten Forren, oder Thannzapfen, oder dürren Wurzeln durchs Feuer ausgezogen wird.

Mit diesem Theer bestreicht man alle Wunden und Verletzungen der Bäume; alle Ritzen und Behältnissen der Insekten oder Ungeziefers, so sich oft zwischen der Rinde aufhält; und man wird in kurzem mit Verwunderung gewahr werden, daß alles Ungeziefer, es seye so

viel als es wolle, entweder getödtet, oder gänzlich daraus vertrieben ist.

Zu Verhütung alles Schadens von Ungeziefer, Ameisen, Baumläuse, Würmlein u. d. g. wird der unterste Stammen von der Wurzel an, alle acht Tage zwey Handbreit ringsherum damit beschmiert. Alles Ungeziefer, welches zu Nachts sich in die Erde verbirgt, bleibt darinn kleben, und stirbt in kurzer Zeit.

Dieses einzige Mittel ist sehr gut für alle kranken Bäume, so man selbe auf besagte Weise oft und alle Wochen damit beschmieret; ja es beschleuniget die Fruchtbarkeit der gesunden Bäume, und macht, daß sie häufigere Früchte bringen.

Wenn Moos an den Bäumen, so besprützet man die Bäume mit Wasser, worinn Kalch abgelöscht worden, so vergeht das Moos unfehlbar.

Wenn Blühte und Knospen abfallen, so können die Bäume nicht viel Früchte bringen. Daß aber Blühte und Knospen abfal-

fallen, ist allem Vermuthen nach die allzugroße Hitze im Baume Ursache, weil durch die Hitze des Saftes, Knospen und Blühte gleichsam in ihren Wurzeln verbrannt werden. Man muß also der Hitze abhelfen, und nichts ist leichter als dieses. Man braucht nur den Fuß des Baumes zur Blühtezeit wenigstens mit fünf oder sechs Eymer oder Gölten Wasser zu begießen.

Was die Knospen sonderheitlich anbelanget, ist es da nicht mehr um Ertheilung der Feuchtigkeit zu thun, als die der Baum schon bekommen hat durch Begießung, oder von sich selbst besitzt; sondern man muß ihm nur dieselbe zu erhalten suchen. Dieses kann das Stroh thun, welches man an den Fuß des Baumes streuet, damit das Wasser nicht so geschwind wegdünste. Solchergestalten wird man mit weniger Mühe und Kosten sich vor den schlimmsten Zufällen, die man für die Früchte fürchtet, beschützen können.

§. 20.

Leichte Art lebendige Häger zu ziehen.

I.

Hollunderzaun.

Man säe die reifen schwarzen Beeren von Hollunder an einen sichern Ort; und wenn sie während des Sommers, wie es gemeiniglich geschieht, spannenlang geworden, ziehet man sie aus, und machet davon einen Zaun, indem man sie nach der Linie setzt, wie der Zaun laufen soll. Bey diesem Setzen locker man den Boden gehörig auf, reinige ihn vom Gras und Wasen, und mache die Furche so tief, daß man die Wurzeln mit Erde genug und derb bedecken kann.

So bekömmt man bald mit geringem Kosten einen Zaun, den kein Vieh wegen seiner Bitterkeit, und widrigem Geschmacke angreift, abfrißt, und in seinem jungen Wachsthume hindert; durch den bey seiner Anwachsung kein Vieh und Wild durchbrechen kann, und der fast ewig dauert, weil nicht leicht ein Holzgewächs sich schwerer ausrotten läßt.

II.

Felbenzaun.

Dieser wird in zwey bis drey Johren aus Felben, besonders den gelben, die nicht eigentlich hoch wachsen, also gezogen. Man hauet ihre Aeste ab, schneidet sie in Stücken zwey Schuh lang, stecket diese Stücke vier oder fünf Tage bis zum Einsetzen in Mistlacken, oder anderes Wasser. Die beßte Dicke ist wie ein Rechenstiel bis zur Dicke eines Dreschflegels. Man stecket sie beym Einsetzen einen Schuh tief in den Boden, und läßt also einen Schuh au-ßer dem Boden. Sie treiben viele eine halbe Ellen lange Zweige. Diese Setzlinge schneidet man ab im Hornung oder März, wenn der Baum saftig wird, aber ehe noch sein Laub hervorkömmt. Den Sommer über schneidet man mit der Gartenscheer, oder einem andern Instrument die erwachsenen Seitenzweige, die sie treiben, auf eine Zwerchhand breit vom Stammen hinweg, so wird das Haag desto dicker. Die in die Höhe wachsende Zweige aber schneidet man so ab, daß man sie wenig-stens einen Schuh über dem Stammen stehen

läßt.

läßt. Diese Felben wachsen besonders auf nassem und feuchtem, aber auch auf sandigem, dürrem und griesigem Boden.

Will man die Felber auf sandigem, dürrem und griesigem Boden pflanzen, so setze man vorher jene Setzlinge um obige Zeit, und auf obige Weise auf einen gar unfruchtbaren Moosgrund, allwo sie im ersten Sommer schöne Wurzeln schlagen werden. Im folgenden Frühling mache man im griesigen dürren Grund einen Graben auf einen Schuh breit, und eben so tief; hernach grabe man mit einer Schaufel, die gewurzelten Setzlinge aus, werfe von der ausgeworfenen Erde etwas in den Graben, schütte Wasser daran, und mache einen Schlamm; in diesen Schlamm setze man die Setzlinge einen halben Schuh von einander, bringe die übrige ausgeschlagene Erde wieder in den Graben, trete sie mit Füßen fest ein. Die Felben sind bitter, kein Vieh frißt sie ab; es dringt auch nicht durch, wenn man nur im ersten und zweyten Jahre die ausgetriebenen Nebenschosse in einander rück- und vorwärts flicht, und nicht abschneidet. Da sie sodann fest in einander verwachsen, daß kein Vieh

durchdringen kann. Erfolgen durch Gewaltthätigkeit Lücken, so ergänzt man sie durch neue Einpflanzung.

Eben also pflanzt man die Weiden, und Weidenhäger. Felben und Weiden kann man auch kreuzweis gegen oder über einander setzen.

Anhang.

§. 1.

Wie das Fleisch einzusalzen, und gut zu räuchern.

Man nimmt Salpetersalz, zerstosset es, und wenn es zerstossen, wird es geröstet, und sodann wieder zerstossen. Will man es wirklich zum Einsalzen brauchen, so nimmt man nach Erforderniß drey Theile vom dem gemeinen Salze, und ein Theil von dem gerösten und zerstossenen Salpetersalze, mischt beydes untereinander, und salzet sodann das Fleisch auf gewöhnliche Art wohl ein. Alsdann kann man das Fleisch in einer Kufe oder Gölten mit Brettern wohl zugedecket, daß kein Luft dazu kommen kann, auf einander beschweret einige Zeit oder Wochen liegen lassen. Zu jeder Gattung Fleisches soll man sein besonders Geschirr, oder Kufe haben. Denn wenn

Schweinenfleisch in eine Kufe einzusalzen kömmt, wo zuvor Rindfleisch gewesen, so ziehet es sogleich einen andern Geschmack an sich. Das fürnehmste dabey ist, daß man fleißig nachsehe, ob das Fleisch sich gut erhält, ob es, oder die Salzbrühe keinen fremden Geschmack angenommen habe. Erfährt man, daß es einen fremden Geschmack angenommen, so muß man das Fleisch ungesäumt herausnehmen, und in den Rauch hängen, wo es ihn wieder verlieren wird. Das Rindfleisch darf eben nicht so lang im Salze liegen, als Schweinenfleisch, sonst wird es zähe, und unangenehm zu speisen. Wenn das Schweinenfleisch im Speisen zu stark gesalzen befunden wird, so darf man es nur etwas länger im frischen Wasser liegen lassen.

Wird nun das Fleisch in Rauch gebracht, so ist dieses ein Hauptumstand, und Vortheil, daß man in den drey ersten Tagen Tag und Nacht einen starken Rauch unaufhörlich mache. Die folgende Zeit macht man gelindern, obschon fortwührigen Rauch. Der Rauch soll aber nicht zu hitzig und zu warm, sondern laulecht seyn, damit das Fleisch nicht zu hart werde.

Das Fleisch recht gut zu räuchern, daß es einen angenehmen Geschmack, und lange Dauer bekomme, sind Luft und Rauch die nothwendigsten Dinge. Die Luft nimmt die subtilen Bestandtheile des Rauches in ihre Zwischenräume ein, führt sie fort, und setzt sie an, und in dem Fleische, weil selbiges die Rauchtheile, und besonders die in dem Rauche befindlichen subtilen flüchtigen Salztheile an sich ziehet, wieder ab: nimmt dagegen die in dem Fleische befindlichen, überflüßigen, wäßerigten, Theile mit sich hinweg, und verursacht, daß die vorher schwammigt gewesenen Fleischtheile sich dicker zusammen setzen, und einen solidern, und etwas festern Körper ausmachen, als es vorher gewesen ist; und verschafft dadurch dem Fleische eine längere Dauer, und einen angenehmen Geschmack.

Hieraus folgt, daß, je lüftiger eine Rauchkammer ist, und je mehr Rauch mit der Luft durch dieselbige hindurchgeführt wird, desto besser ist sie. Mithin ist hauptsächlich daran gelegen einer Rauchkammer einen guten Luftzug zu verschaffen. Dieses wäre also die erste und vornehmste Eigenschaft einer guten

Rauchkammer. Die zweyte nöthige Eigenschaft ist, daß die Rauchkammer weder zu warm noch zu kalt seye: denn wenn sie zu warm ist, so fängt der Speck an zu schmelzen, zu triefen, oder wohl gar in die Fäulniß zu gehen: wenn sie hingegen zu kalt ist, so pflegt das Fleisch im Winter bey starkem Frost zu frieren, und also zu verderben. Sie muß daher nicht zu nahe über dem Feuer, wo der Rauch noch zu warm ist, und sich die Hitze vom Feuer mit in die Rauchkammer ziehen kann, sondern etwas entfernt, und in der Höhe des Hauses angelegt werden. Weil es aber in der Höhe und besonders auf dem Boden unter dem Dache zur Winterszeit allzu kalt ist, und leicht friert; so muß die Rauchkammer mit dicken Wänden verwahret, und umgeben seyn, damit der Frost nicht so leicht hindurch, und in die Rauchkammer dringen könne.

Man muß also, so viel möglich, einen Ort erwählen, welcher wenigst achtzehn bis zwanzig Fuß oder Schuhe über dem Feuer liegt; daselbst kann man an dem Kuchenkamin einen Platz von acht, zwölf bis sechszehn Schuhe ins Gevierte mit vier Wänden umschließen, und

in die eine Wand eine gut passende Thüre machen lassen. Nun aber kömmt es noch auf die vornehmste Eigenschaft einer guten Rauchkammer an, nämlich auf den hinlänglichen Rauch, und guten Durchzug der Luft. Um Rauch genug in die Rauchkammer zu bringen, und selbigen zu vermehren, oder zu verringern, nachdem es die Umstände erfodern, muß man, wie schon gewöhnlich ist, in der einen Seite des Kamins eine Oeffnung von zwölf bis fünfzehn Zoll ins Gevierte machen, und, um solche nach Belieben, und Erfodern verschließen zu können, eine blecherne Thüre davor machen lassen. Sollte aber bey eröffneter Thüre nicht Rauch genug in die Rauchkammer hineinziehen, so muß man inwendig im Kamine über gedachter Oeffnung eine Klappe von starkem Eisenblech, wie eine Fallthüre, anbringen, womit man den inwendigen Raum des Kamins ganz, oder zum Theile, so wie es nöthig ist, verschließen, und verstopfen kann, und der Rauch dadurch genöthiget wird, bey eröffneter blechener Radthüre in die Rauchkammer sich zu ziehen. Dergleichen Klappen sind auch zu Löschung der in Brand gerathener Kamine sehr dienlich, und vortheilhaft.

Damit aber sowohl der Rauch, als auch die Luft einen guten Zug durch die ganze Rauchkammer bekommen, und immer frischer Rauch und frische Luft in selbe hineinkommen möge, als welches die Hauptursache beym guten Räuchern ist, so muß man gegen das Dach ein, oder zwey Fenster mit Schiebern, womit man das Fenster wieder schließen und den zu starken Zug der Luft, wenn es nöthig befunden wird, verhindern, oder vermindern kann, dem Kamine gegen über machen lassen: an dem Fenster von außen muß ein Gitter von Drath angebracht werden, um denen Fledermäusen und Katzen den Eingang in die Rauchkammer zu verwehren.

Man kann auch anstatt der Fenster an der einen, dem Kamine gegen über stehenden Seite zwey von Brettern zusammen genagelte von zehn bis zwölf Zoll im Lichte weite Röhre anbringen, und in schreger Lage zum Dache nur ein wenig hinausgehen lassen. Jede Röhre muß an der inwendigen Oeffnung einen Schieber haben, um die Röhre verschließen, und den zu starken Zug verhindern zu können: an der auswendigen Oeffnung muß ein Gitter von

Drath

Drath aus oben angeführter Ursache angebracht werden. Wie lange das Fleisch im Rauch bleiben muß, weiß man nach öfters genommenem Augenschein zu beurtheilen. Die Zeit richtet sich nach der Stärke des zu räuchernden Fleisches. Diese bewährte Art zu räuchern giebt gewiß ein gutes, schmackhaftes, langdauerendes Fleisch.

Die Schunken müßen nicht an den Beinen, sondern durch das Fleisch unter über sich gehängt werden.

§. 2.

Von der Pferdezucht, Futter, und andern nützlichen Beobachtungen.

Junge Pferde müßen bey gutem Füllen- oder Fohlenfutter und Weyde zu ihrer Reife gelangen, ehe man sie ernstlich zum Dienste gebraucht. Es ist nicht gut den aufzuziehenden Säugfüllen im ersten Jahre viel Haber, und im zweyten Winter dazu eingeweichte Erbsen in Menge geben, um sie aufzutreiben, daß sie mit dem Ende des zweyten Jahrs, die Größe eines Pferdes haben, worauf sie

völlige Dienste thun müßen. Denn sie werden gemeiniglich bald blind, und in wenigen Jahren zu ihrer Arbeit untüchtig. Das gute Füllenfutter ist vielmehr ganz wenig Haber bis zu Ende des dritten Jahres; aber desto mehr gutes Heu im Winter, und hinlängliche Weyde und Klee im Sommer. Haben sie drey Jahre zurück gelegt, so gebe man ihnen das halbe Pferdfutter an Körnern, und lasse sie halbe Tage im Ackerpfluge an der Hand gehen; verschone sie aber gänzlich mit der weit schwerern Arbeit an der Egge, und am Wagen. Nach dem vierten Jahre können sie die landwirthschäftliche Arbeit völlig verrichten. Freylich zwinget manchen Landmann die Noth und Mangel der Pferde die jungen Fohlen frühzeitiger anzuspannen, da muß sicher ihnen auch das ganze Pferdfutter gegeben werden.

Alle Füllen, und junge Pferde, bis sie gebraucht werden, lasse man in ihren Ställen, besonders wenn sie nicht auf der Weyde laufen, frey herumgehen: weil fast alle im Stalle vor der Krippe erzogen, und angebunden auf den vordern Füßen schief werden, das ist, damit auswärts stehen, sich

künftig mit dem Eisen im Gehen streichen, lahm werden, und gar nicht sicher gehen. Sie gewöhnen sich auch leicht ans Koppen: welchem Fehler man überhaupt vorbeugt, wenn man steinerne Krippen hat, oder die hölzerne, die nie von weichem, sondern trockenem eichenem Holze seyn sollen, mit Eisenblech beschlägt, und wenn sie anfangen daran zu beißen, solche mit Rindsgalle bestreicht; auch die müßigen Pferde gleich nach dem Fressen mit Stricken, oder Ketten zurücke bindet. Im dritten Jahre schneide man ihnen die Mäuse, brenne ihnen den Kern, stoße ihnen die Kieferzähne aus, vertreibe ihnen bey Zeiten durch die dazu dienenden Wurmpillen die Magenwürmer; lasse sie wohl ausdrüsen, und besorge sie in Krankheiten behörig; schaffe sich eine zinnerne oder messigene Klistiersprütze, und nöthige Hausarzeneyen für Pferde an. Nie lasse man Pferde, die beym Frost oder auf Steinen laufen müßen, beym Beschlagen tief auswürken, außer wenn sie viele Tage ruhig stehen können; sonst sondert sich die Sohle leicht von der Wand ab.

Wenn

Wenn eine Stutte gefüllet, oder gefohlet und man den Kopf an der Geburt vermerket, daß man in des Füllens Maul greifen kann, so soll man das Netz auf der rechten Seite mit dem Finger eröffnen, und das röthliche Gewächs (welches Hyppomanes, von etlichen auch das Milz genennt wird), auf der Zunge in Eile, ehe es von dem Füllen verschlungen wird, abnehmen. Denn dieses hält man vor gewiß davor, und giebt es die tägliche Erfahrung, daß es dem Füllen zu gutem Athem und starken Kräften gereiche, daß es dauerhaft werde, wenn es davon erlediget wird. Wenn es aber solches verschluckte, welches höchst schädlich, so brauche man gleich folgendes Mittel; ein Quintlein Safran sammt sieben Wermuthknospen; solches in einer Milch eingeschüttet, treibt es alsobald aus dem Leibe.

Wenn das Füllen aus dem Netze, so nimmt man ein eichenes dürres Holz, macht daraus ein Instrument wie ein Scheermesser, jedoch daß es an der Schneide nicht sogar scharf und dünne seye. Mit solchem Instrumente schabe man dem Füllen die Füße inwendig rund herum; und formiere, oder gestalte ihm

ihm die Sohlen, und den Stral auf die schönste und artigste Weise. Gleichfalls auch auswendig unter dem Saume oder Krone schabe man ihm das Häuptlein unter sich fein rein hinab; jedoch schone man des Saums oder Krone, damit die Sohle nicht verletzt werde. Diese Reinigung und Formierung des Strals machet, daß das Füllen einen guten und beständigen Huf bekomme. Ja, damit junge Pferde recht gute, wohl formierte Hüfe erlangen, und nicht satthüfig werden, soll man ihnen schon im ersten und nachfolgenden Jahren, wenigstens einmal ausschneiden, ehe man selbe noch beschlägt.

Alle Pferde sollen Ställe haben, darinnen sie im Sommer kühl, etwas dunkel, und vor dem größten Anfalle der Fliegen verwahret, im Winter aber warm stehen. Reinlichkeit in den Wasserkübeln und in den Krippen ist sehr nöthig. Man reinige auch wohl den Haber von allem Staube durch Schwingen; das Heu durch Ausschütteln; die Pferde durch ordentliches Putzen mit Striegeln und Kartetschen, und auswaschen der Schweife; man unterlasse dieses niemals weder zu Hause, noch auf der Reise.

In

In allen fremden Ställen versäume man nie die Krippen und Raufen mit Strohwischen rein aus- und abzureiben. Man mache den Pferden jedesmal gute Streue von einem frischen Stroh; reinige auch wohl die Kübel und Eymer zum Saufen, damit keine ansteckende Drüse, Riz oder Raude den Pferden schade.

Folgende Fütterung erspart vieles an Haber, und ist hinlänglich zur schwerersten Arbeit und Feldbaue im Sommer. Nämlich man giebt den Pferden zwey Drittel grünes Futter an Klee und Gras, und ein Drittel alt Heu und Stroh, und thut gewöhnlich ein wenig Haber hinzu. Mit diesem Futter kann man denen Pferden alle starcke Arbeit zumuthen; und sie werden auch unglaubliche Dienste dabey thun können: besonders wenn dieß Futter auf dem Gras- oder Strohstuhl zerschnitten wird.

Beym Fahren und Reiten auf Reisen gewöhne man die Pferde zu Brod und Salz, oder zu Brod mit Bier oder Wein; welches Füttern unter Wegs geschwinder von Statten geht, als mit Haber; so daß man in einem

Tage

Tage weiter reisen kann, wenn man zwischen der Zeit, da man Morgens, Mittags und Abends das gewöhnliche Haberfutter giebt, einmal Brod füttert; wozu kaum eine halbe Stunde erforderlich ist. Zum Beyspiel in der Frühe vor der Abreise füttert man die Pferde tüchtig mit Haber, gegen acht oder neun Uhr bekommen sie Brodfutter, um eilf Uhr Mittags ein gutes Haberfutter; Nachmittags um vier Uhr wieder Brod, und Abends im Nachtquartier, und die Nacht über reichlich Haber. Reisende können Brod und Salz mit sich nehmen, und so unter Tags auf öffentlicher Straße füttern.

Es ist nicht undienlich, denen Pferden wöchentlich ein paarmal in jedes Nasenloch durch ein Röhrlein eine Priese Toback einzublasen, worauf sie stark brausen, und sich durch die Nase Luft machen.

§. 3.

§. 3.

Von wälscher Hühnerzucht.

Die wälschen Hüner legen insgemein dreyzehn bis sechszehn Eyer, deren die ersten grau oder röthlich sind, die letztern von weißlicher Farbe. Diese weiße, wie Viele wollen, solle man nicht zum Unterlegen brauchen, sondern die ersten röthlichten. Sobald die indianischen Hennen mit dem Legen fertig, so fangen sie gleich an zu brüten: und eben da ist insgemein die Zeit selbe zu setzen, und zwar bey windstillem Wetter um den Vollmond. Wenn sie auf Eyer gesetzt werden, so sind sie im Ausbrüten so fleißig, daß sie auch das Fressen und Saufen vergessen würden, wenn man es ihnen nicht so nahe hinstellte, daß sie es gleich vom Neste erreichen könnten: ja viele, wenn sie die wälschen Bruthüner füttern wollen, heben selbe von den Eyern herab, und setzen selbige nach dem Fressen und Saufen wieder auf die Eyer; denn läßt man sie selbst ab- und aufsteigen, so ist leicht geschehen, daß sie als schwere, ungeschickte Thiere mit ihren breiten Füßen die Eyer im Ein- und Aussteigen zerstossen, oder zertreten. Weil

die indianischen Hüner über dem Brüten nicht viel essen, und deswegen zu Zeiten sehr abnehmen, und schwach werden, so werden von einigen ihre Eyer deutschen, gemeinen Bruthennen unterlegt, da es gegen den Vollmond geht. Man darf aber nicht mehr, als vier oder fünf wälsche Eyer einer deutschen Henne unterlegen; weil diese nicht mehrere mit ihren Flügeln bedecken, und erwärmen kann. Die wälschen Eyer, so man denen Bruthünern unterlegt, sollen mit einer Kohlen, oder Dinten auf jener Seite, auf welche sie anfänglich hingelegt worden, bezeichnet werden, damit sie hernach desto richtiger auf die andere Seite mögen umgewendet werden. Denn das fleißige Umwenden der Eyer beym Ausbrüten muß man nicht vergessen; ansonsten werden sie bisweilen ganz ungleich ausgebrütet. Die wälschen Bruthüner sollen an einem wohl verwahrten, abgesonderten, lüftigen, jedoch mehr warm als kalten Ort gesetzt werden, wo sie von andern Hünern, oder sonst am Brüten nicht gestört werden können. Ist schönes warmes Wetter, so kann man die Eyer mit laulichtem Wasser besprengen, da sodann am Ende der vierten Woche, oder am sieben und

zwanzigsten, oder acht und zwanzigsten Tage die jungen Hühnlein werden hervorschliesen.

Sobald die Jungen aus dem Eye gekommen, taucht man, nach dem Gebrauche vieler Erfahrnen, selbe sogleich, oder wenigstens noch denselben Tag in das Wasser, und giebt nachhero jedem ein Pfefferkörnlein zu verschlingen. Sodann läßt man sie wieder unter die Flügel der Mutter kriechen; oder setzt sie in einem warmen Korbe mit zartem Heu, Abwerke, oder Federn an ein warmes Ort. Sie werden hiedurch ganz hart, und fürchten die Kälte nicht so sehr, als anderes junges Federvieh. Andere geben denen neuausgeschlossenen wälschen Hühnlein alsogleich ein Pfefferkörnlein, und stellen ihre beyden Füße bis an den Leib in Brandtewein, auf daß sie die Kälte sodann besser ertragen mögen.

Die ersten sechs Wochen halte man sie wohl an einem Ort, welches nicht zu heiß, sondern gelind warm ist, auf einem bretternen, nicht steinigten Boden. Man streue so viel Sand auf den Boden, daß sie sich darinn wälzen, und gleichsam baden, und hiedurch

durch vom Ungeziefer befreyen können, womit sie häufig beladen sind, und durch das beständige Beißen und Nagen entkräftet werden. Man wechsle oft den Sand, damit das Ungeziefer aus der Kammer, oder Ort ihrer Verpflegung wegkomme, und bringe neuen Sand hinein, der aber nicht kalt seyn solle. Vorzüglich sorge man, daß die Hühnlein an Füßen sich nicht erkälten, oder naß werden; denn durch dieses geschieht, daß sie krumme, schwache Füße bekommen, und endlich gar darauf gehen.

Die jungen Hühnlein füttert man anfänglich mit gehackten Eyern, vermischt aber diese mit zerschnittenen, oder gehackten Zwiebelröhren, Schnittlauch, Brennesseln: Nachhero giebt man ihnen eingeweichtes Semmel = oder Weißbrod mit gehacktem Grünen, als Zwiebeln, Schnittlauch u. d. g. vermischt: Auch Erbsenbrey, oder Kleyenbrey. So fährt man in den ersten sechs Wochen mit der Fütterung fort. Bey schönem, hellem, warmen Wetter setzt man sie auf einen trockenen Grasboden, wo sie ihre Kröpfe mit Gras, Käferlein, Würmern, und Fliegen gar artig anzufüllen wissen.

Das Fressen streuet man ihnen anfänglich auf einem Tuche vor. Denn sie haben noch schwache, und subtile Schnäbel, und wenn man sie in die Erden, oder auf die harten Steine picken, und hacken läßt, so werden sie bald krank, oder doch tragen sie krumme und gebogene Schnäbel davon. Deswegen soll man sie vorhero erstarken lassen, ehe man ihnen das Essen auf die bloße, harte Erde hinstreut. Alle Nacht setzt man die Jungen sammt der Mutter in einen Korb, oder was sonst bequemliches dazu seyn kann; so aber mit zartem Heu, Abwerke, Federn, oder was anderes Lindes angefüllt seyn muß, denn so können sie unter den alten Flügeln wärmer sitzen und schwitzen.

Die jungen wälschen Hühnlein sind einer großen Krankheit unterworfen, daran sie in wenigen Tagen sterben. Daher, sobald sie die Flügel hängen lassen, untersuche man alsogleich die Federn auf dem Leibe: man wird zwey oder drey Federn finden, die unten mit Blut angefüllt sind. Diese ziehe man aus, so wird das junge Thier besser, und bedarf nun weiter keiner so genauen Obsicht. Wäre

es,

es, daß die junge Hühnlein blind, oder häßlich um den Kopf würden, so muß man ihnen gestossenen Meerrettich, oder Kampfer in das tägliche Trank legen, so kann ihnen wieder geholfen werden.

Wenn die wälschen Hühner, und Hennen von Kräften gekommen, so dienet zu ihrer merklichen Stärkung, wenn man ihnen einen Pfefferkorn giebt, und den Kopf mit Brandtewein wäscht.

§. 4.

Gutes Laubfutter.

Wenn man im Herbst das Laub kurz vorher, ehe es abfällt, und verwelket, sammelt, und unter fleißigem Umwenden, wie das Heu dörret, hernach vor der Feuchtigkeit bewahret, so ist es ein gesundes, angenehmes Futter im Winter für das Vieh. Z. B. Laub von Birken, Eichen, Erlen, Weiden für Schafe und Geißen; Laub von Buchen, Eschen, Rüstern, Obstbäumen, Weinstöcke für das Rindvieh; letzteres giebt Milch und guten Butter.

§. 5.

Mäuse in Feldern, Gärten, Wiesen, auch in Häusern mit Töpfen, oder irdenen Häfen sicher wegzufangen.

Man gräbt in den Feldern, Wiesen u. d. g. alle zwanzig Schuhe, das ist, von zwanzig zu zwanzig Schuhe einen tiefen, innen ganz glatten, oder glasurten Hafen in die Erde, mit dem Rande der Erde gleich oder eben; streuet Mehl, Haber, Speck, oder dergleichen den Mäusen angenehmes Futter auf den Boden des Hafen. Auf den Kornböden setzt man die Häfen eben auf die Art in einen Kornhaufen hinein. In den Häusern kann man Brettlein bis an den Rand des Hafen anlegen, auf welchen die Mäuse hinaufsteigen, und sodann von der Höhe in den Hafen hinunter springen können. Man kann auch den obersten Theil des Brettleins mit Unschlitt u. d. g. schmieren, um die Mäuse dahin zu locken.

Durch dieses einzige Mittel hat man vor einigen Jahren, wo sich eine ungeheure Menge Mäuse in Feldern eingefunden, in einer Nacht

über

über tausend Stücke lebendige Mäuse gefangen, und auf solche Weise den Samen, und die Feldfrüchten glücklich gerettet.

§. 6.

Vom Grundbirn- und Erdäpfelbaue.

Die Ausartung der rothen oder sogenannten zahmen Grundbirnen ist ein Uebel, das seit einigen Jahren zum großen Schaden der Länder sich äußert, sich immer weiter ausbreitet, und so überhand nimmt, daß man sehr geringen Ertrag mehr davon hat. Dahingegen die weißen, sogenannten wilden, wälschen oder Viehgrundbirnen und Erdäpfel reichlich ertragen, nach und nach immer besser, und auch, was ihren Geschmack betrifft, für die Menschen genießbar werden. So unläugbar dieses ist, eben so gewiß ist, daß an Orten, wo keine weißen Viehgrundbirnen, oder doch wenigst weit entfernt von den rothen, bisher sind gebauet worden, jenes Ausarten der gewöhnlichen rothen zahmen, denen Menschen schmackhaften Grundbirnen noch nicht ist bemerket worden; hingegen an Orten, wo man weiße Grundbirnen gebauet, die darauf folgende Jahre das Ausarten der rothen zahmen Grund-

Bayerische Staatsbibliothek München

Grundbirnen erfolgt ist; und zwar so, daß die Ausartung desto größer geworden, je näher die weißen Grundbirnen oder Erdäpfel neben oder unter den rothen Grundbirnen gepflanzt worden. Dieses sind nun sichere Erfahrungen, und gewisse Beobachtungen. Wie und auf was Weise aber die weißen Vieherdäpfel diese Ausartung bewirken, ist eine andere bisher noch nicht entschiedene Frage. Die Erhaltung und Wiederherstellung eines so beträchtlichen Nahrungzweiges, als unsere rothen zahmen Erdäpfel sind, erfodert, daß man jene sichere Erfahrungen den Bauern, und gemeinen Landleuten vor Augen stelle, und benutze. Den so beträchtlichen Schaden fürohin abzuwenden ist rathsam, 1) daß man die weißen Vieherdäpfel entweder gar nicht mehr, oder wenigstens an einem von den rothen zahmen Erdäpfeln ziemlich entfernten Orte, baue. 2) Rothe Erdäpfel von solchen Orten herkommen lasse, wo man noch keine weißen gebauet hat. Denn das bloße Anschaffen der Samenerdäpfel von andern Orten hebt das Uebel nicht, wenn dorten auch weiße Erdäpfel gepflanzt werden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

aß
nä=
ſel
ge=
r=
ie
h=
ne
e.
ſo
o=

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Gilbert,

P. Gilbert Baur, des heiligen Prämonstratenserordens Chorherrn zu Marchtall an der Donau, d. Z. Pfarrers zu Saulgart Stallfütterung, Klee- Hanf- Flachs- und Grundbirnbau sammt verschiedenen nützlichen Landwirthschafts-Gegenständen

Augsburg 1794

Oecon. 196
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293946-3
VD18 10092072